Teufelsstein von Carpin. Phot.: Uber Karbe.

Heimatbund Mecklenburg

Landesverein des Deutschen Bundes Heimatschutz

31. Jahrgang Dezember 1936 4. Heft

Der Teufelsstein von Carpin

Schon öfter haben diese Hefte in Bild und Schrift von großen Steinen berichtet. Am ausführlichsten geschah dies im Jahrgang 1909; dort hat Professor Geinitz in einer Arbeit, betitelt: „Unsere großen Findlinge", alles ihm damals hierüber Bekannte zusammengefaßt und dargestellt. Auch der Stein, mit welchem wir uns hier beschäftigen, wird darin genannt, seine erste gedruckte Erwähnung fällt aber wohl in das Jahr 1862. Damals erschien der vierte Band von Niederhöffers verbreitetem Werk: „Mecklenburgs Volkssagen", und hierin findet sich auch die unsern Stein betreffende Sage, erzählt von dem als 1848er Revolutionär und Freund Kinkels bekannten Advokaten Dr. K. Petermann aus Strelitz. Er sagt:

„Auf der Feldscheide zwischen Karpin und Bergfeld liegt ein Stein, in welchem deutlich ein Händedruck zu sehen sein soll. Die Sage berichtet uns darüber, daß

der Teufel einstmals diesen Stein in die Hand genommen hat, um den Grünower Kirchturm damit einzuwerfen. Dies geschah aber, weil die Grünower Leute durch ihre Frömmigkeit ihn sehr geärgert hatten. Als der Teufel zum Wurfe ausholte, fiel ihm der Stein aus der Hand, dorthin, wo er von Wißbegierigen noch heute beschaut wird."

Letzteres nun ist jetzt kaum noch der Fall und der Stein bei den Umwohnern so wenig bekannt, daß man ihn schon für gesprengt und beseitigt halten konnte, doch gelang es mir im Laufe dieses Jahres, ihn nach einiger Mühe wieder aufzufinden. Er liegt noch an seiner alten Stelle auf einer Feldscheide oder „Hägt", wie man hier sagt, aber die Grenzverhältnisse haben sich geändert, mit Bergfeld hat die Hägt nichts mehr zu tun, sie scheidet vielmehr die Äcker zweier Carpiner Bauern. Da ein Weg zu dem Stein fehlt, so ist es nicht ratsam, ihn anders als im Herbst nach der Ernte zu besuchen. Dann aber hat man einen ganz romantischen Anblick, der besonders durch die hohle, mit ihrer einen Hälfte über den Stein sich neigende Weide hervorgerufen wird, wie man es aus dem Bilde ersehen kann. Auch sonst sind die alten Hägten auf dieser Feldmark mit ihrem Busch- und Baumbestand beachtenswert und verdienten geschützt zu werden.

Was nun aber den Händeabdruck betrifft, der deutlich zu erkennen sein „soll", wie Petermann sich vorsichtig ausdrückt, so gehört schon sehr viel Phantasie dazu, wenn man etwas Derartiges an dem Stein wahrnehmen will, denn hier ist nicht künstlich nachgeholfen worden, wie es bei ähnlichen Sehenswürdigkeiten, namentlich wenn sie in der Nähe von Gaststätten liegen, wohl geschieht. Wie aber läßt es sich erklären, daß der Stein, wie so mancher ähnliche in Mecklenburg und anderwärts, mit dem Teufel in Verbindung gebracht wurde, und wie können die immer sich wiederholenden Sagen von den Teufelssteinen entstanden sein?

Es hängt das vermutlich mit der Einführung des Christentums zusammen. Vorher sah das Volk diese Steine, deren Herkunft es sich nicht erklären konnte, gleichfalls als Wunderwerke an, die aber keineswegs von bösen Mächten geschaffen oder benutzt worden waren. Darauf deutet zweifellos der Ausdruck „Bogiskamen" = Gottesstein hin, der sich so oder auch in entstellter Form z. B. noch mehrfach auf Rügen als Bezeichnung für große Steine findet. Dies aber, sowie auch noch andere Anzeichen, lassen den Schluß zu, daß die Slaven, und vor ihnen schon die Germanen, eine Art von Steinkultus getrieben haben. Mit der Einführung des Christentums mußte diesem natürlich ein Ende gemacht werden, und die Geistlichen wandten in diesem Falle das beliebte Mittel der Verächtlichmachung heidnischer Gebräuche an, indem sie die Steine als Teufelswerkzeuge ausgaben und eine entsprechende Geschichte dazu erfanden. So wird auch wohl unser Carpiner Stein zu seinem Namen gekommen sein.

Aber auch späterhin befaßte sich die Volksphantasie mit diesen auffallenden Gebilden, und wenn nicht der Teufel, so war es ein Riese, der sich mit ihnen zu schaffen gemacht hatte und dessen Absichten sich nicht gerade immer gegen eine Kirche zu richten brauchten. So wird z. B. bezüglich des Riesensteins von der Krappmühle bei Neubrandenburg (Abbildung im 4. Jahrgang 1909) erzählt, der Trollenhäger Riese habe ihn wegen einer nicht erhaltenen Einladung zum Kindelbier über das Tollensetal weg dem Müller in den Grützkessel werfen wollen. Auch über die Herkunft der Steine machte man sich Gedanken, namentlich als sie bei zunehmendem Ackerbau in vielen Gegenden anfingen, lästig zu werden. Der Bauer, der seine Felder schon mehrfach davon gesäubert hatte, aber immer wieder neue herauspflügte, behauptete, sie wüchsen in der Erde, eine Ansicht, die jetzt noch zuweilen geäußert wird. Die Wissenschaft wollte davon freilich nichts wissen.

Schalenstein von Witzin (s. S. 100). Natürliche Größe. Phot.: Rehm.

Vor etwa hundert Jahren herrschte vielfach die Meinung, von den skandinavischen Gebirgen abgebröckelte Gesteinsmassen seien auf Eisschollen über ein ehemals ganz Norddeutschland bedeckendes Meer geschwommen und je nach Abschmelzen der Schollen früher oder später zu Boden gesunken. Einige Jahrzehnte später hatte man sich dann zu der Erkenntnis durchgerungen, daß der Transport der Steine auf viel solidere Weise geschehen war als auf schwankender Eisscholle, nämlich durch Gletscherschub. Nun nannten die Geologen „Geschiebe", was sie früher zweifelnd als Findlinge und Irrblöcke bezeichnet hatten. Ein neues System mit Grundmoränen, Endmoränen und Urstromtälern entstand, und ebenso ein neuer Zweig der Erdkunde, nämlich die Geschiebeforschung, welche wissenschaftlich den die norddeutsche Ebene bedeckenden Steinen zu Leibe geht.

In technischer Hinsicht hatte das schon viel früher eingesetzt. Vor etwa 5000 Jahren wurden die stattlichsten Blöcke zur Errichtung der sogenannten Hünengräber benutzt. Auch die Bronzezeit brauchte anfangs noch für ihre Grabbauten Steine, doch meist solche kleineren Formats. Dann kam eine lange Pause, und erst mit der Kolonialzeit kamen die Granitgeschiebe wieder zur Verwendung, und zwar beim Bau von Kirchen, Burgen und Stadtmauern, während die Kalksteine zwecks Herstellung von Mörtel in die Kalköfen wanderten.

Dies aber machte noch nicht viel, erst das 19. Jahrhundert mit seinem Straßenbau räumte gründlich auf. Nun wurde alles, was in den Bereich der Baustrecken geriet, ob Hünengrab oder Findling, zersprengt und zerschlagen. Nur weniges wurde gerettet, so z. B. der Stein bei der Krappmühle noch im letzten Augenblick durch einen Machtspruch des Großherzogs Adolf Friedrich V. Anderes wieder entging bis jetzt der Gefahr durch seine abseitige Lage — dazu gehört vermutlich unser Teufelsstein —, und so hat der in neuester Zeit ins Leben getretene staatliche Naturschutz Gelegenheit, immerhin noch einige bemerkenswerte Zeugen der Eiszeit endgültig vor der Vernichtung zu bewahren.

W. Karbe (Neustrelitz).

Säge von Lankow. Etwa ¾ natürliche Größe. Phot.: Rehm.

Beachtliche Steingeräte

Von Robert Beltz

1. **Rückensäge von Lankow bei Schwerin.** Die gewöhnlich „halbmondförmige Messer" genannten Feuersteingeräte stellen neben den Dolchen die feinst gearbeiteten Geräte vom Schluß der jüngeren Steinzeit dar. Selten sind sie nicht, das Schweriner Museum hat etwa 160 Stück, und zwar in eigentümlicher Verteilung. In Gräbern kommen sie kaum vor, bilden aber einen Hauptbestandteil der als Votivfunde an göttliche Wesen oder Ahnen aufzufassende Moorfunde. Das vorliegende Stück ist vor längerer Zeit bei Lankow auf dem Felde gefunden und in Besitz des Oberpostinspektors i. R. G. Peters (Schwerin) gekommen. Näheres über die Fundverhältnisse ist nicht bekannt, doch scheint es sich auch hier nach dem grünlichen Anfluge der braungelben Patina und der ausgezeichneten Arbeit um einen Moorfund zu handeln. Länge 15, Höhe 3 cm. Der Schneidenteil ist durch Gebrauch, der Rücken durch Einklemmung in den Holzgriff glatt gescheuert. Die Patina ist von einem eigentümlichen Glanz (sog. „Wüstenlack"). Die Zahnung ist von einer Feinheit, wie ich mich nicht erinnere, je gesehen zu haben, scharfe, durch zarteste Muschelung hergestellte Zacken. Auch in Kiel befindet sich ein gleiches Stück nicht (gef. Mitteilung von G. Schwantes).

2. **Schalenstein von Witzin.** Die Gegend von Witzin bei Sternberg gehört zu den an vorgeschichtlichen Funden reichsten des Landes; neuerdings ist dort auf dem Felde ein Stück besonderer Art gefunden, das von Lehrer Däbler in Görries vorgelegt ist, ein Quarzit von unregelmäßig rechteckiger Form, ung. 7 × 4,5 × 2,5 cm, oben eine anscheinend künstliche halbrunde Grube von 1,5 cm Durchmesser, die mit einer rötlichen Masse ausgekleidet ist. Ähnliche, mit rundlichen Vertiefungen versehene Steine sind häufig und seit langem vielfach besprochen, da eine einheitliche, alle Erscheinungsformen umfassende Erklärung nicht zu finden war (vgl. Vorg. Altertümer S. 56); auch der unten behandelte „Feuerschlagstein" von Karrenzin gehört dahin. Eine altbekannte Art von Gruben an Steinen sind ja auch die Schalen auf den Blöcken der Hünengräber, bei denen eine rituelle Bedeutung allgemein angenommen wird. Es ist eine sehr an-

Feuerschlagstein von Karrenzin. Etwas vergrößert. Phot. Rehm.

sprechende Vermutung von G. Schwantes (Segerfestschrift 1934 S. 351, Vorgeschichte von Schleswig-Holstein Heft 4), wenn er diese Erklärung verallgemeinernd nun auch auf die kleinen Grubensteine überträgt, in denen wir also, soweit nicht eine andere Bestimmung, z. B. durch Benutzungsspuren belegt ist, Amulette (magische Abwehrmittel) zu sehen haben würden.

3. **Feuerschlagstein von Karrenzin.** Bei Karrenzin bei Neustadt wurde von dem Lehrer ein seltenes Steingerät (rötlicher quarzitischer Sandstein) gefunden und ist von Seminarlehrer a. D. Fr. Tiede vorgelegt. Es ist ein Oval gleichmäßiger Rundung von 8 cm Länge, 6,5 cm Breite und 4,5 cm Höhe, versehen mit einer flachen Rille um die Breitseite und einer flachen Grube oben und unten in der Mitte. Die Form ist nicht neu, Vorgeschichtliche Altertümer S. 75 zu Tafel 14, 127 sind sieben Stücke aufgezählt, zu denen seitdem noch solche von Stavenhagen und Woldegk gekommen sind, dazu acht, an denen die Gruben fehlen. Eine allseitig befriedigende Erklärung konnte damals nicht gegeben werden. Wir sind heute aber in der Lage, das Stück in eine Entwicklungsreihe zu stellen, welche zu einem wohlbekannten Typ von Form eines Weberschiffes führt, es ist dieses das Vorgeschichtliche Altertümer Tafel 65, 48 behandelte Gerät, von dem dort S. 354 zwei Stücke für Mecklenburg genannt sind und zu dem ein weiteres hinzukommt (Malzow bei Schönberg, Warncke, Ratzeburger Mitteilungen 1920 S. 52, ein ferner dort behandeltes stammt wohl aus dem Lübeckischen). Bei diesen ist der Sinn der Rille klar und auch durch Funde gesichert, sie hielt ein Band von Bronze oder Eisen oder Leder, an dem es getragen wurde, gewöhnlich wohl am Gürtel. So sieht man es auch auf der oft wiederholten Abbildung des nordischen Kriegers der Völkerwanderungszeit in Sophus Müllers Nordischer Altertumskunde. Diese Steine sind, das ist heute unbe-

stritten, Feuerschlagsteine, auf denen durch Stoß oder Reiben mit einem bolzenartigen Gerät der Funke hervorgebracht wurde, mit dem man das Feuer erzeugte. Rillen oder Furchen, die dabei entstanden, finden sich öfter; daß die Schlagstelle runde Grubenform annimmt, wie in unserem Stück, ist eine Ausnahme, und es darf als sicher gelten (s. oben), daß nicht alle Gruben- oder Schalensteine des Typs 14, 127, an denen die Gruben ja oft sehr fein gebildet sind, mit diesen zusammengehören, sondern daß sie zum Teil andere Bestimmung gehabt haben, wie soeben bei dem Schalenstein von Witzin ausgeführt ist. Die Stelle, welche das Karrenziner Stück in der Typenfolge einnimmt, erhellt aus den Abbildungen in dem zusammenfassenden Aufsatz von Hanna Rydh, Fornvännen 1917 S. 176. Abb. 5 (aus Schweden) und Abb. 19 (aus Ostpreußen, das früheste datierbare, um Christi Geburt) entsprechen ihm fast völlig, mit Ausnahme der dort fehlenden Gruben, sie stehen in der Mitte zwischen den einfachen Rollsteinen und den künstlichen Weberschiffchen.

Daraus ergibt sich nun aber noch nicht die genaue zeitliche Stellung. Die Steine kommen häufig genug in geschlossenen Funden, besonders Gräbern, vor und lassen sich danach datieren. Wir wissen also, daß sie von etwa Christi Geburt bis um 500 nach Chr. in Gebrauch gewesen sind, die Wendenzeit und das Mittelalter kennen sie nicht mehr. Und mit dieser allgemeinen Zeitangabe müssen wir uns für unser Stück begnügen, denn diese einfacheren Formen sind neben den künstlicheren in Gebrauch geblieben.

Eigentümlich ist die Verteilung. Bei weitem am reichsten ist Schweden mit etwa 1600 Stück, Norwegen hat nur an 350, Dänemark an 150, Finnland über 260, Schleswig-Holstein an 60; sonst kommen sie nur vereinzelt vor und können als Seltenheiten gelten, so daß das hier bekanntgegebene Stück eine Bereicherung darstellt.

Von der ehemaligen fürstlichen Stadtvogtei, der früheren Landdrostei und dem Landratsamte zu Hagenow

Von Rektor i. R. Schack (Hagenow)

Zu den geschichtlich denkwürdigen Gebäuden unserer Stadt gehört unstreitig das am Markt belegene ehemalige Stadtvogteigebäude. Schon seine ganze äußere stattliche Bauart prägt ihm den Stempel einer besonderen Bedeutung auf. Wann das Haus gebaut worden ist, ist leider urkundlich nicht festzustellen. Es ist aber anzunehmen, daß dieses schon vor dem Brande von 1748, der das Mühlende unserer Stadt in Asche legte, geschehen ist. Es ist gebaut nach der Weise der niedersächsischen Bauernhäuser und war bis zum Jahre 1754 der Wohn- und Verwaltungssitz des Stadtvogtes. Der Vogt war der kommissarische Vertreter des Fürsten und übte in dessen Namen die herzoglichen Gerechtsamen außerhalb der Stadttore auf allen Straßen und Wegen der städtischen Feldmark aus, und dieses hier um so mehr, als Hagenow bis zum Jahre 1754 amtssässig war. Erst in diesem Jahre gingen auf Grund eines am 18. April des Jahres zwischen der herzoglichen Kammer und der Stadt geschlossenen Vergleiches alle Rechte und Pflichten des Vogtes auf die Stadtverwaltung über.

Von jeher aber nahm der Vogt zu Hagenow zum Fürsten eine besonders bevorzugte Stellung ein. Während die übrigen Stadtvögte nur Beamte der Fürsten

waren, war das Amt des Vogtes zu Hagenow bis zum 16. Jahrhundert ein Lehn. Und erst von dieser Zeit an wurde er den übrigen Stadtvögten als Staatsbeamter gleichgestellt.

Der erste geschichtlich festzustellende Vertreter des Fürsten in Hagenow war im Jahre 1327 der Vogt Heinrich Brahlstorf. Er war der Statthalter des Grafen Nikolaus II. von Wittenburg. Die Schwester des Grafen Nikolaus, Merislava, war verlobt mit dem Grafen Joh. v. Holstein und Stormarn. Da diese aber bei dem Tode des Vaters, des Grafen Nikolaus I., noch minderjährig war, so bestimmte der sterbende Vater zum Vormunde seiner Tochter den Grafen Heinrich III. von Schwerin. Mit ihm schloß daher auch der Graf Johann von Holstein am 7. August 1327 einen Vertrag, in dem die Mitgift und das Leibgedinge der Braut festgesetzt wurde. Letzteres war das „land vnd slot tu Boyceneborgh vnd Hagenowe". Die Hochzeit des Paares ward zu Lübeck gefeiert. An derselben nahm auch der Graf Heinrich III. von Schwerin teil. Die Reise des Fürsten ging von Schwerin über Hagenow nach Wittenburg. Bei seiner Ankunft in Hagenow begrüßte ihn im Namen des Grafen Nikolaus II. der Vogt Heinrich Brahlstorf und überreichte ihm aus der Orbör der Stadt 20 Mark. Auch die Rückreise geschah über Hagenow, und da der Graf sich hier scheinbar mehrere Tage aufhielt, vielleicht um in den ausgedehnten Wäldern der Umgegend zu jagen, so mußte auch jetzt der Statthalter noch wieder 7 lübische Mark zu den Haushaltungskosten beisteuern.

Die nächsten beiden Vögte, von denen wir wissen, versetzen uns schon in die Zeit des 15. Jahrhunderts. Es war die Zeit, da das Raubritterwesen blühte und die großen Warenzüge der Kaufleute stets in Gefahr waren, von den Wegelagerern überfallen und ausgeplündert zu werden. Zu diesen Raubhelden der Landstraßen gehörte auch der Ritter und Stadtvogt Heinrich Glavatz zu Hagenow. Im Verein mit Klaus Brahlstorf auf Tessin bei Wittenburg und mit Lüder von Blücher auf Körchow überfielen sie im Jahre 1422 Lübecker Kaufleute, die mit reicher Ladung von Lübeck nach Südwesten zogen. Und in demselben Jahre, acht Tage vor Martini, unternahm er im Verein mit Ulrich v. Pentz auf Redefin und anderen mecklenburgischen Raubrittern einen Raub- und Beutezug in die Priegnitz. Und gleich ihm handelte auch sein Bruder und Nachfolger Henning Glavatz. Am 25. Juli 1416 mußte dieser der Herzogin Katharina, der Witwe des Herzogs Johann IV. (1395—1422), und ihren Söhnen und auch dem Ritter Lüder von Blücher auf Körchow und 20 Jahre später, am 26. Juli 1436, dem Lüder von Blücher allein Urfehde schwören.

Auf Henning von Glavatz folgte als Vogt von Hagenow Hans von Ditten. Von ihm wissen wir nur, daß er im Jahre 1461 mit Ulrich von Pentz auf Gorlosen und dessen Vater Joachim von Pentz sowie auch mit Domges Nygenkarken, dem Vogt von Neustadt, als Zeuge in einer geschäftlichen Angelegenheit, die das Kloster Eldena betraf, auftrat.

Mit dem 21. Juli 1469 geht das Amt des Stadtvogtes über in die Hände der Familie von Pentz. An diesem Tage bekennt der Herzog Heinrich IV., der Dicke (1436—1471), daß er den bescheidenen und vorsichtigen Mann, seinen lieben und getreuen Vogt Hans von Pentzen zu Hagenow, um seiner treuen Dienste willen, die er seiner Herrschaft bewiesen und geleistet hat und es auch noch in Zukunft tun wird, geadelt und ihm das Recht gegeben, Lehngüter zu erwerben, und verleiht ihm und seinen Söhnen und weiteren Erben zugleich als Lehn gegen Zahlung von 250 Mark den fürstlichen Vogteihof zu Hagenow „mit dessuluen houes tobehoringhen, nut vnd vrucht, also de ligghen in allen eren scheden vnd enden".

Nach Hans von Pentz wird Vogt sein ältester Sohn Henneke. Dieser stand bei dem Herzog Heinrich V. (1503—1552) in hoher Gunst. Er wird zu allen größeren Hoffestlichkeiten eingeladen. 1527 wurde er zum Vogt des Amtes Schwerin bestellt. Er starb 1541 und sein Amt erbte sein Bruder Dicke von Pentz. Von ihm heißt es in einem Zeugenverhör von 1562: „Daß der Hof zu Hagenow, welchen Dicke Pentz inne gehabt hat, für ein Lehngut von männiglich der Örter ist geachtet." (v. Meyenn, Gesch. d. Familie v. Pentz.)

Da er der letzte männliche Erbe aus dem Geschlechte der Pentzen war, so fiel mit seinem Tode 1561 der Hof zu Hagenow wieder an den Fürsten zurück.

Die Nachfolger der Pentzen erhielten nun das Amt eines Vogtes nicht wieder als Lehn, sie sind von jetzt an nur noch Beamte des Fürsten. Vom Jahre 1671 an verwaltete es die Familie Hundt, und sie verbleibt im Besitze desselben, indem der Sohn mit Einwilligung des Fürsten immer dem Vater folgt, bis zu dem Augenblicke, wo Hagenow seine volle Stadtgerechtigkeit erhielt, und das geschah 1754.

Das ist die Reihe der Vögte, deren Namen wir kennen und deren Sein urkundlich beglaubigt ist. Sie alle wohnten in dem Vogteihause, das stets an der Stelle gelegen, wo noch heute das einstige Stadtvogteihaus steht. Zuerst lesen wir von ihm in der ebengenannten Urkunde von 1327 als „dat slot tu Hagenowe". Aber aus dem Schloß oder der Burg wird 1461 ein Hof, „vnser vogedienhoff", mit dem stets eine große Landwirtschaft, der sog. Burgacker, verbunden war. Es ist alles Land, das sich hinter dem Stadtvogteihause mit seinen Äckern und Wiesen bis an die Schmarre erstreckt und heute als Weinhardskamp bezeichnet wird. Zur Zeit der Pentzen und früherer und auch noch einiger späterer Vögte war es an die Stadtbewohner verpachtet, und die Pacht, die dafür gezahlt wurde, war das Burglehn. Die letzten Vögte aber haben das Land selbst bewirtschaftet. Das jetzige Stadtvogteigebäude war ganz auf landwirtschaftlichen Betrieb eingestellt. Es hatte einst in der Mitte des Hauses eine Durchgangsdiele, von der in dem Holzverband des Hintergiebels noch der einstige Torbogen erkenntlich ist. Unten im Hause zur Rechten und Linken der großen Diele waren die Verwaltungs- und Wirtschaftsräume, während die Wohnräume sich im oberen Stockwerk befanden. Hier hat der Flur auch heute noch die ursprüngliche Breite der einstigen Durchfahrtsdiele, während sie im Erdgeschoß durch Versetzen der Wände und sonstige Umbauten ihre ursprüngliche Form verloren hat.

Mit dem Erlöschen der Amtstätigkeit der Vögte im Jahre 1754 wurde das Stadtvogteihaus mit dem größten Teil der dazu gehörenden Ländereien verkauft, der einstige fürstliche Besitz ging in Privathände über.

Aber schon im Jahre 1757 wurde die Stadt aufs neue der Sitz einer herzoglichen Amtsbehörde. Zur Verwaltung des umliegenden ausgedehnten Domanialbesitzes wurde 1757 durch Lostrennung vom Amte Schwerin das Amt Hagenow errichtet. Von den noch stehenden Verwaltungsgebäuden wurde als erstes 1757 das an der Südseite der Hamburger Straße belegene einstige Landdrosteigebäude mit den Nebengebäuden erbaut. Da sich aber in demselben neben den Verwaltungsräumen auch noch die Wohnung des ersten Beamten befand, so erwies sich das Haus bald als zu klein, zumal auch noch eine Wohnung für den zweiten Beamten fehlte. Für diesen und zur weiteren Unterbringung von Verwaltungsräumen wurde dann 1769 das der Landdrostei gegenüberliegende Haus gebaut. In diesem Jahre schloß das Amt mit der Stadt Hagenow einen Vertrag des Inhalts, daß der zu diesen Gebäuden, zu denen auch noch eine Scheune für den

zweiten Beamten und zwei Landreiterwohnhäuser hinzukommen sollten, gehörende Grund und Boden als Amtsfreiheit unentgeltlich übergeben werden sollte. Als Entschädigung erhielt die Stadt die zu der ehemaligen Stadtvogtei gehörenden und am Bullenstrangwege bei den sog. Stiege Stücken belegenen Ackerstücke als Gegengabe. Diese Ackerstücke bildeten bis dahin auch ein Streitobjekt zwischen dem herzoglichen Amte und der Stadt.

Zur Amtsfreiheit gehörte auch bis zum Jahre 1929 die an der Langen Straße belegene Wassermühle, heute Amtssparkasse, mit dem Mühlenteich und die Kornmühle, die bis zum Jahre 1846 an der linken Seite des Kuhstorfer Weges stand. In diesem Jahre wurde sie wegen das Chausseebaues nach Bahnhof Hagenow Land abgebrochen und auf dem Bekowberg wieder aufgebaut. Am 2. September 1890 ist sie abgebrannt, an ihrer Stelle steht heute der Wasserturm.

In dem 1769 erbauten Verwaltungsgebäude aber hat der zweite Beamte nie Wohnung genommen. Das Haus blieb nur Verwaltungsgebäude, und das war nötig, da auch noch zu dem neu errichteten Amte Hagenow 1786 das Amt Toddin und 1814 das Amt Bakendorf gelegt wurde. 1879 wurde es auch noch mit dem Amte Lübtheen verbunden. Seit jener Zeit haben wir das große Domanial-Amt Hagenow-Toddin-Bakendorf-Lübtheen. Solches blieb es bis zur Einführung der neuen Amtsordnung am 1. April 1921. Mit diesem Tage erhielten die früheren mecklenburgischen Ämter Selbstverwaltung, die Domanial-Ämter wurden zu Landdrosteien ausgebaut. Und die Entwicklung schritt weiter, sie führte durch das Zusammenlegen der Ämter Hagenow, Wittenburg, Boizenburg, Lübtheen und des ritterschaftlichen Amtes Wittenburg zum Kreisamt Hagenow, das alsdann 1933 zum Landratsamte umbenannt wurde.

Das Anwachsen der Amtsgeschäfte bedingte auch neue Räume, und so wurde in den Jahren 1928/29 das an der Hermann-Göring-Straße liegende neue Geschäftshaus, das heutige Landratsamt, erbaut, das nach dem Entwurf des Architekten Bentrup (Schwerin) ausgeführt und am 1. Oktober 1929 in Betrieb genommen wurde. Die alten Landdrosteigebäude aber wurden von der Stadt käuflich erworben und gingen am 19. Juli 1929 mit der ganzen Amtsfreiheit in den Besitz derselben über. Sie wurden zur „Bäuerlichen Werkschule" eingerichtet.

Geologische Kleinigkeiten aus Mecklenburg

Von Kurd von Bülow

II.

Raseneisenerz und Ortstein.

Als dereinst das Eisen vor dem Feuer floh, da barg es sich
In den schwankend weichen Sümpfen,
In den sprudelreichen Quellen,
Auf der Moore breitem Rücken,
Wo die Schwäne Eier legen,
Wo die Gänse fleißig brüten;
In dem Sumpfe steckt das Eisen,
Dehnt sich aus im Wasserlande. . . .

Was das Nationalepos der Finnen, das Kalevala (9, 81), vom Eisen in den Mooren des Nordens singt, gilt auch für das einzige mecklenburgische Eisenerz: den Raseneisenstein.

Klump nennt der Bewohner des südwestlichen Mecklenburg dieses Erz und unterscheidet es damit vom Ortstein, der die Bezeichnung Fuchserde oder Ur trägt.

Was demjenigen, der beide kennt, selbstverständlich ist, was vor nicht langer Zeit noch jedem geläufig war — daß man nämlich aus dem Rasenerz Eisen erschmelzen kann, nicht aber aus dem Ortstein —, ist dem heutigen Naturfreund zumeist verloren gegangen: die Kenntnis, daß diese beiden eisenhaltigen Massen etwas ganz Verschiedenes sind. War früher das Rasenerz wichtiger als der Ortstein, weil es der Eisengewinnung diente, so kennen es heute nur noch wenige Menschen wirklich in seiner natürlichen Umgebung; wohl aber kennt jeder Wanderer den fuchsroten Heideboden, den Ur, der so viele unserer Waldflächen beträchtlich in ihrem Werte mindert — jenen leuchtend farbigen, rostverbackenen Sand in Wegeinschnitten, Pflanzlöchern und Sandgruben dicht unter der Rasendecke. Und weil man nur den einen sicher kennt, verwechselt man ihn nur zu leicht mit dem anderen, von dem man nur vom Hörensagen vernommen hat. Hinzu kommt, daß der Ur in früheren Zeiten wohl noch nicht so große Flächen einnahm wie heutzutage. Denn er bildet sich vor unseren Augen weiter, während die Zeit der Bildung des Moorerzes im großen und ganzen vorbei sein dürfte; denn das Erz entsteht im Grundwasser, wo dieses bis dicht an die Oberfläche reicht — *das* aber verhindert heute schon die Landeskultur mit Grundwassersenkung, Dränierung, Entwässerung.

Beide sind grundverschieden voneinander. Beginnen wir mit der Fuchserde, dem Ortstein! Abb. 1 zeigt einen Bodenanschnitt, in dem er als dunkles Band von gewelltem, nach unten ausgebeultem Verlauf nicht weit unter der Rasendecke erkennbar ist (besonders im rechten Teil des Bildes, während er links weniger deutlich ausgeprägt, dafür aber erheblich dicker erscheint). *Oberhalb* dieses in der Natur humusschwarzen und rostgelben Bandes ist der Sand grau, ausgelaugt, bleich (besonders links); darüber folgt dann die Krume, in der das geschulte Auge des Forstmannes säurehaltigen „Rohhumus" feststellt. *Unterhalb* des Ortbandes ist der Sand noch rostfarbig, geht aber bald in nicht-verrosteten, hellgelben Sand über.

Die gleiche Aufeinanderfolge von verschieden gefärbten Bodenschichten findet sich überall, wo Humussäure den Boden zu seinen Ungunsten verändert hat: im Rohhumus des Nadelwaldes oder — noch mehr — der Heide entwickeln sich Säuren, die mit dem einsickernden Regenwasser nach unten wandern. Hier laugen sie den Sandboden aus und lösen selbst das Eisen auf, das ja keinem unserer Böden ganz fehlt. Dieses schlägt sich in einiger Tiefe zusammen mit den ebenfalls wandernden Humusstoffen nieder und verbackt den Sand im Laufe der Zeit zu immer fester, immer steinartiger werdenden Massen von (Humus- oder Eisen-)Ortstein. Daß es sich dabei in Wirklichkeit gar nicht um „Stein" handelt, sondern wirklich nur um Fuchs„*erde*", läßt auch unser Bildchen erkennen: die heruntergebrochenen Ortstein-Klumpen zerbröckeln unter dem Einfluß der Witterung und werden wieder zu Sand.

Nicht so der Raseneisenstein, der Klump. Wer die aus ihm errichteten Bauten im Südwesten des Landes gesehen hat — weitum in der griesen Gegend, besonders großartig in der Stadt Ludwigslust —, weiß, daß er außerordentlich fest und widerstandsfähig ist, daß seine schlackenartig aussehenden schweren Massen der Zeit weit besser zu trotzen vermögen als der vergängliche Ur (Abb. 2).

Finden wir *diesen* überall, wo einmal das Heidekraut geherrscht oder wo Raubbau den natürlichen Mischwald gelichtet und verödet hat — in der südwest-

lichen Heide wie ganz besonders im Seeklima der Rostocker Heide und im Sandboden der Seenplatte —, so tritt das Raseneerz in nennenswertem Maße eigentlich nur im Südwesten auf, wenn es auch andernorts nicht fehlt.

Flach und feucht ist das Land im Bezirk zwischen Sude und Löcknitz; zweifellos war es vor den modernen Eingriffen des Menschen in den Grundwasserstand noch erheblich nässer. Weithin lag der Spiegel des Grundwassers dicht unter der Oberfläche, so dicht, daß er mit dem Wechsel der Jahreszeiten ständig schwankte: in nassen Zeiten stieg das Wasser im Boden, in trockenen fiel es. Zudem begünstigte der feuchte Boden weithin das Auftreten von Moorpflanzen und damit die Bildung von Torf. Torf ist nichts anderes als Humus. Ist es da ein Wunder, daß das Bodenwasser reich an — Humussäuren wurde? Ist es ein Wunder, wenn auch das Bodenwasser landauf, landab neben anderen gelösten Stoffen auch Eisen mit sich führt, wie es Flocken von Eisenocker in Gräben und Rohren auch heute noch zeigen?

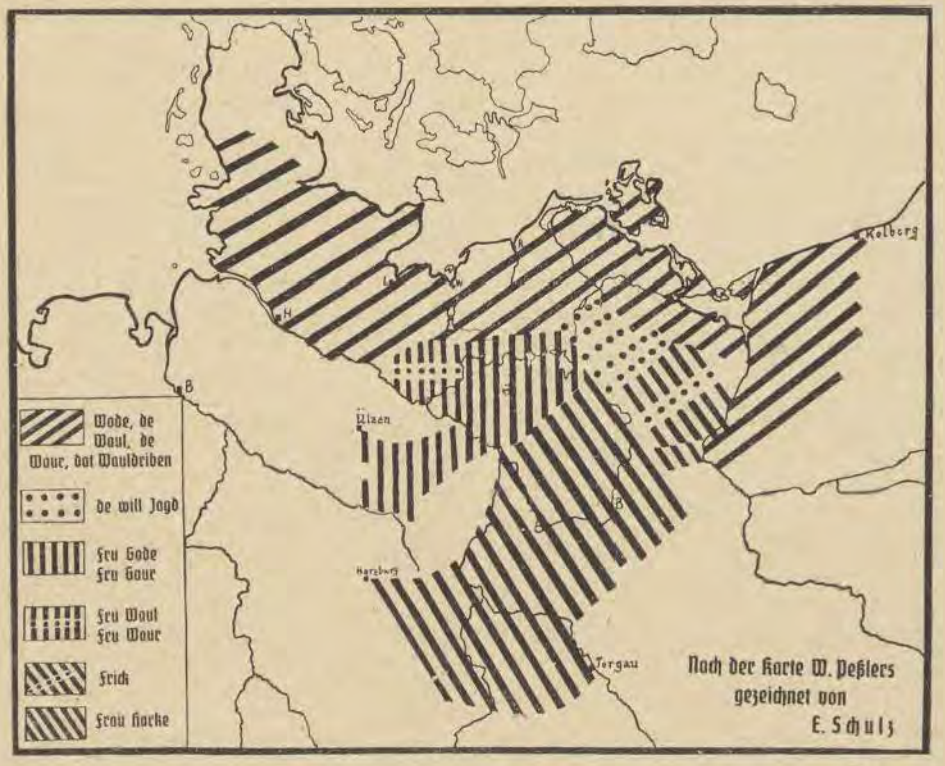
Steigt der Spiegel des Bodenwassers, so wird der Boden also mit eisenhaltigem Wasser durchtränkt. Verdunstet das Wasser in der trockenen Zeit, dann verschwindet wohl die Feuchtigkeit, aber das Eisen bleibt. Es bleibt sogar in einer Form zurück, in der es vom Wasser, wenn dieses wieder steigt, nicht noch einmal gelöst werden kann. Die Folge davon ist, daß sich immer mehr Eisen — in Form von Rost — ansammelt und schließlich zu Platten und Klumpen von — „Klump" zusammenwächst.

Im Gegensatz zum Ortstein, der den Humussäuren des trockenen Sandbodens seine Entstehung verdankt, bildet sich das Sumpferz demnach im Schwankungsbereich des Grundwasserspiegels, also nur in nassem Boden — die verschiedenen Namen, die es trägt, deuten ja alle auf diesen Umstand hin: Raseneisenstein, Moorerz, Sumpferz usw.

Unsere Abb. 3 versucht, eine Bildungsstätte des heimischen Erzes zu zeigen. Es ist nicht leicht, eine solche Stelle ausfindig zu machen und sie, wenn man sie glücklich gefunden hat, auch freizulegen — die Erzschicht ist sehr hart, das Wasser steht auch heute noch meist recht hoch im Boden. Und schließlich ist es meist auch nicht ganz einfach, so eine Stelle im Bilde festzuhalten; denn Humus, Erz und nasser Boden heben sich photographisch nur wenig voneinander ab. So möge man es glauben, daß Bild 3 unter der torfigen Humusdecke H die (von zwei Linien eingeschlossene) 5 bis 25 cm dicke Schicht ES zeigt, in der sich Raseneerz in der geschilderten Art bildet bzw. zu bilden begonnen hat. Der Sand ist hier durch Eisenrost (und auch durch schwarze Humusstoffe) steinhart verkittet. Da aber das Grundwasser auch in der nässesten Zeit diese Zone heute nicht mehr erreicht — infolge der künstlichen Entwässerung liegt der Grundwasserspiegel gerade am unteren Bildrand —, kann kein Eisen mehr zugeführt werden. Vielleicht aber bildet sich nunmehr eine neue Erzschicht im Bereich des jetzigen, künstlichen Grundwasserspiegels (also unterhalb des Bildes).

Kommt der Eisengehalt des Ortsteines von oben, aus der dünnen Schicht zwischen Krume und Ur, so wird das Raseneerz von unten her gespeist — aus dem unerschöpflichen Eisenvorrat des immer wieder zuströmenden Grundwassers.

Schon darin werden sich Ur und Klump immer unterscheiden: der erste wird immer nur bescheidene Eisenmengen enthalten, seine Bedeutung ist mehr negativer Art, denn er hindert die ordnungsgemäße Bewirtschaftung des Waldes. Der Klump hingegen war infolge seiner Massenhaftigkeit und seines oft recht be-



trächtlichen Eisengehaltes wirklich einmal ein wirtschaftlich und technisch bedeutsames „Erz", so zuletzt während des Weltkrieges, als viele tausend Zentner aus Mecklenburg zur Verhüttung nach Westfalen wanderten.

Diesem Unterschied werden die Bezeichnungen Raseneisen**stein** und Ort**stein** nicht voll gerecht. Man sollte das eine Gestein Raseneisen**erz** nennen oder Moorerz, Sumpferz, und den Ort sollte man als Fuchs**erde** bezeichnen — dann sind Verwechslungen nur schwer möglich. Oder noch besser ist es, wenn wir die guten alten Namen gebrauchen: **Klump und Ur.**

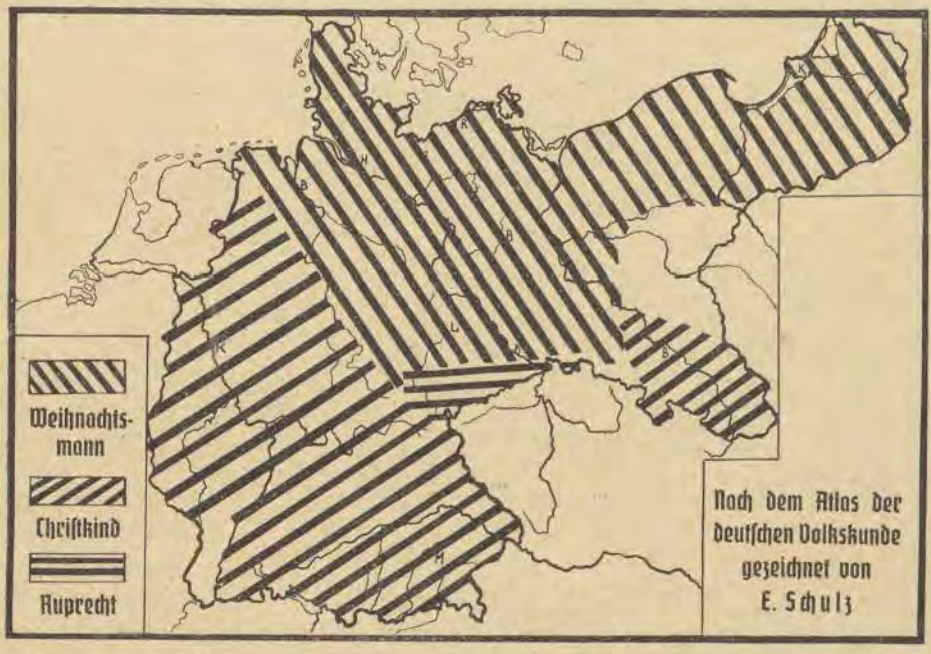
Mecklenburg als nordische Provinz

Von Prof. Dr. Teuchert (Rostock)

In seinem Aufsatz „Zur mecklenburgischen Sagenforschung" (Jahresbericht 1928 der Mecklenburgischen Landes-Universitäts-Gesellschaft) S. 9 scheidet Professor Wossidlo den nördlichen Hauptteil des Landes Mecklenburg von einem Südstreifen und einem Bezirk im Osten, der das ganze Stargarder Land und die Gegend von Waren bis Teterow—Gnoien umfaßt. Im ersten ist die Vorstellung von dem ‚Wode' oder ‚Waur' und ‚Waul', d. i. von dem Totenheer, das abends und nachts durch die Luft unter Lärmen und Windesgebraus dahinzieht, verbreitet. Der Osten kennt diesen gespenstischen Zug auch, ihm fehlt aber der alte Name ‚Wode' dafür; seine Bezeichnung ‚Will' Jagd' sieht deutlich nach einem beschreibenden Ersatz für das verloren gegangene Urwort aus. Im Süden gibt es keine Sagen vom Totenheer und der wilden Jagd; dafür glaubt man an eine weibliche

Gottheit, welche in den Zwölften, d. h. in den zwölf Nächten zwischen Weihnachten und Epiphanien, mit einem Hundegespann Umzug hält, in Haus und Hof Segen spendet und faule Spinnerinnen straft, eine Gestalt wie die ‚Frau Holle' oder ‚Frau Berchta' in anderen Gegenden Deutschlands und wie ‚Frau Harke' des anhaltisch-mittelmärkischen Gebiets. Sie heißt im Süden Mecklenburgs ‚Fru Waur', ‚Fru Wauf', ‚Fru Gaur' u. ä., also mit einem Namen, der offensichtlich aus ‚Wode' entlehnt ist, sich jedoch in seiner Nebenform ‚Gaur' (d. i. die Gute) dem freundlichen Charakter der Trägerin anpaßt. Dieses ‚Fru Waur'-Vorkommen bildet eine Übergangszone zwischen dem nördlichen ‚Wode'(= Totenheer)-Bezirk und dem binnenländischen Bereich der weiblichen Zwölftengottheit. Das läßt sich auf der Kartenskizze (s. Karte 1) leicht erkennen, indem diese den südmecklenburgischen Streifen nur als einen Teil einer größeren Fläche, der noch die Prignitz und Lüneburg angehören, zeigt und deren Mittellage zwischen den beiden großen Kerngebieten von ‚Wode' und ‚Frau Harke' klar festlegt. Nach dem räumlichen Befunde kommt der ‚Fru Waur, Waul, Gaur, Gauf'-Gestalt kein Eigendasein zu, sondern sie ist als eine Mischung der beiden Hauptvorstellungen im Norden und Süden, die sich hier trafen, anzusehen. Das Kartenbild aber bettet Mecklenburg in einen großen nordniedersächsisch-pommerschen Zusammenhang ein: das holsteinische Stammland und die aus ihm mit den altererbten, altgermanischen Vorstellungen von Mythus, Kult und Glauben beschenkten Küstengebiete nach Osten zu bergen heute die alte Form des ‚Wode' [1]).

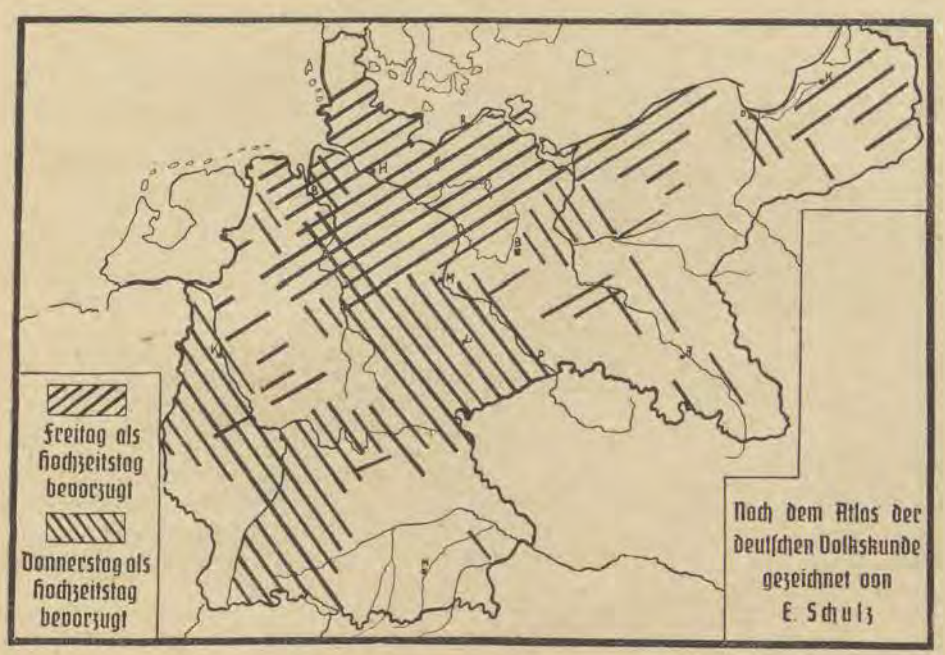
[1]) Die erste Karte ist nach einer Vorlage in W. Peßlers Buch „Der niedersächsische Kulturkreis" (1925), alle anderen nach den Probekarten des Atlas der deutschen Volkskunde, die sich im Besitz der Landesstelle Mecklenburg dieses Unternehmens (Rostock, Kröpeliner Straße 2) befinden, gezeichnet. — Zur Zeit der Drucklegung des Aufsatzes liegt die erste Lieferung des Atlas der deutschen Volkskunde vor. Sie enthält außer anderen auch die hier abgedruckten Karten 4 bis 6.



Den weiteren Osten schließt die Karte, welche die Verbreitung der Laternenumzüge im Herbst darstellt (s. Karte 2) aus: Oldenburg, Holstein, Lübeck und Mecklenburg bewahren dieses Brauchtum. Hier im Norden dunkelt es bereits im August merkbar früh, und dann ziehen die Mädchen und Knaben unter dem Gesange des ‚Laternenliedes' mit ihrem ‚Schinfatt' oder Lampion durch die Straßen. Die „Sonne, Mond und Sterne" tragen sie damit in die Abendschatten, sie üben uralten magischen Zauberzwang. Der Sorge um die Abnahme des Tageslichtes, der dieser Brauch zu begegnen sucht, entspricht im altgermanischen Lebensgefühl die Freude am Licht. Am schönsten tritt uns diese grundlegende Haltung des germanischen Menschen im altsächsischen Heliand entgegen. Leben heißt dort ‚leben im Lichte', ‚das Licht des Tages sehen', ‚das Licht des Tages genießen', sterben aber ‚dies Licht aufgeben'. Die Sonne und die Gestirne werden in der Regel mit einem Beiwort ‚glänzend', ‚heiter', ‚weiß', ‚hell', ‚licht' angeführt. So war die Lichtfreude ein Grundzug im Wesen und Leben der Sachsen, ein Erbteil aus der Germanenzeit. Die christliche Gesinnung des Helianddichters, die sonst so unerbittlich die Forderungen der Bergpredigt ausspricht, tastet diese tiefwurzelnde Neigung zum Licht nicht an und unterdrückt nicht den verhaltenen Jubel, der dem Sonnenlicht entgegentönt. Heute aber, wie damals, bekennt sich der deutsche Norden in symbolhaltigen Umzügen noch zur Lichtfreude der Ahnen [1]).

Entspricht in diesen beiden Fällen dem altgermanischen Brauch des nordniedersächsischen Gebiets im übrigen Deutschland keine gleichartige Erscheinung oder tritt diese nur noch in Resten und geringen Spuren, wie bei den Laternenumzügen, auf, so zerlegt sich auf den folgenden Skizzen das Kartenbild in zwei

[1]) Das Kartenbild umfaßt nur die Umzüge der Kinder in den Monaten August und September. Die Sitte, an gewissen Festen, wie dem Martinsfest, Laternen bei Umzügen mitzuführen, ist über einen größeren norddeutschen Bezirk verbreitet.



Teile: der ‚Weihnachtsmann' bringt in der nördlichen Hälfte Deutschlands zu Weihnachten den Kindern Geschenke, im Westen und Süden überträgt der Volksglaube diese Aufgabe dem ‚Christ-' oder ‚Jesuskind' (s. Karte 3) [1]). Gilt im Norden der Freitag als der günstige Tag für Hochzeiten, so meidet ihn die Mitte, der Westen und der Süden und wählt dafür den Donnerstag (s. Karte 4). Sodann: das volkstümliche Jahresfest weltlichen Gepräges, das die nördlichen Landschaften feiern, ist das Schützenfest, an dessen Stelle steht in Mittel- und Oberdeutschland einschließlich Westfalen ein Fest, das zu Ehren der Kirchengründung im Pfarrorte gehalten wird: das Fest der ‚Kirchmesse' (‚Kirmes'), der ‚Kirchweih' (‚Kirbe') oder ‚Kirchtag' genannt, so von Norden nach Süden fortschreitend (s. die Karten 5 und 6). Und zuletzt die kirchlichen Flurumzüge; ihr Verbreitungsgebiet stimmt zu den vorigen Umrißzeichnungen: wo jene einen aus kirchlicher Sphäre geflossenen oder genährten Glauben oder Brauch aufzeigen, das Christkind, die Kirmes, da besteht allein noch die Sitte, den Flurumgang zu halten. Da diese aber aus altem Kultgebrauch entsprossen und zu einem Rechtsverfahren umgebildet ist, hat sie auch Niederdeutschland einst besessen. Der Umgang ist geschwunden, da ihn hier die Kirche nicht stützte. Das Band zwischen der Ehegöttin Freia und ihrem Tage, dem Freitag, mußte die Kirche zerreißen, wollte sie dem alten heidnischen Glauben zu Leibe, die Umzüge ließen sich leicht gleichschalten. Sie boten ein willkommenes Betätigungsfeld. Was ohne kirchlichen Einfluß nicht lebensfähig blieb, ist im Norden dem Untergang verfallen, dafür aber haben sich andere Bräuche und Glaubensvorstellungen aus alter Zeit erhalten; sie sind von kirchlicher Einwirkung oder Umgestaltung verschont geblieben: das Schützenfest, das des Mannes Wehrwillen in den Mittel-

[1]) Die vereinzelten ‚Kind Jes'-Belege der Vorlage, die auch in Mecklenburg kirchliche Einwirkung auf das Brauchtum bezeugen, sind in der Skizze unberücksichtigt geblieben.

punkt der Volksfreude stellt; der Weihnachtsmann, dessen Gestalt sich aus der Schar der an den weihnachtlichen Umzügen beteiligten Vermummten herauslöst; die Laternenumzüge im Herbst, eine Sitte, die im übrigen Deutschland ihr Dasein nur in Spuren fristet, und die Schätzung des Freitags als Glückstages für den Anfang einer Ehegemeinschaft.

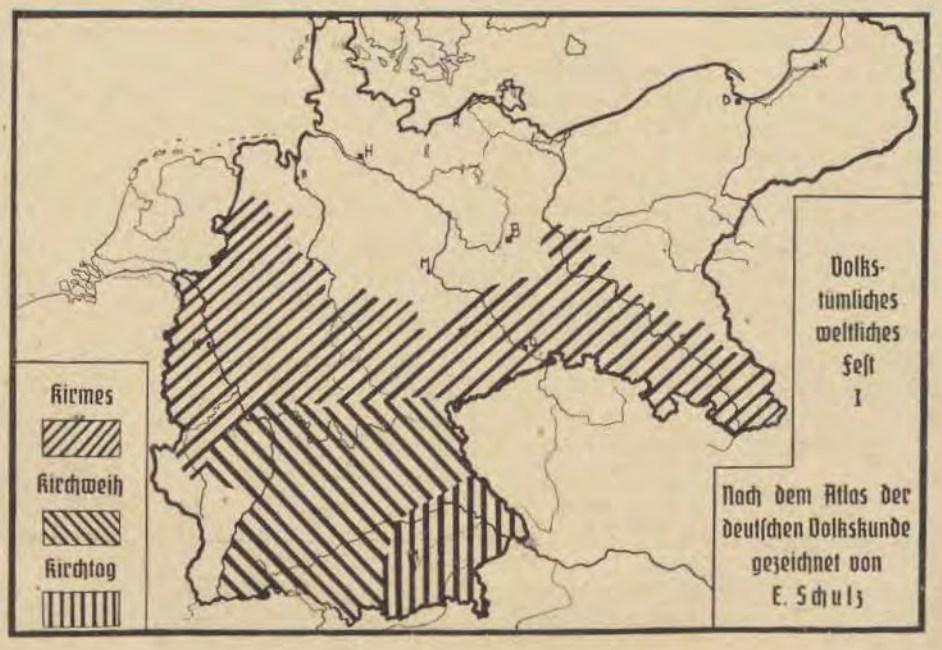


Abb. 1. Ortstein im Dünensand des „Gelben Ufers" bei Ostseebad Graal. (Als Maßstab dient die Ledertasche, die 20 cm hoch ist.)

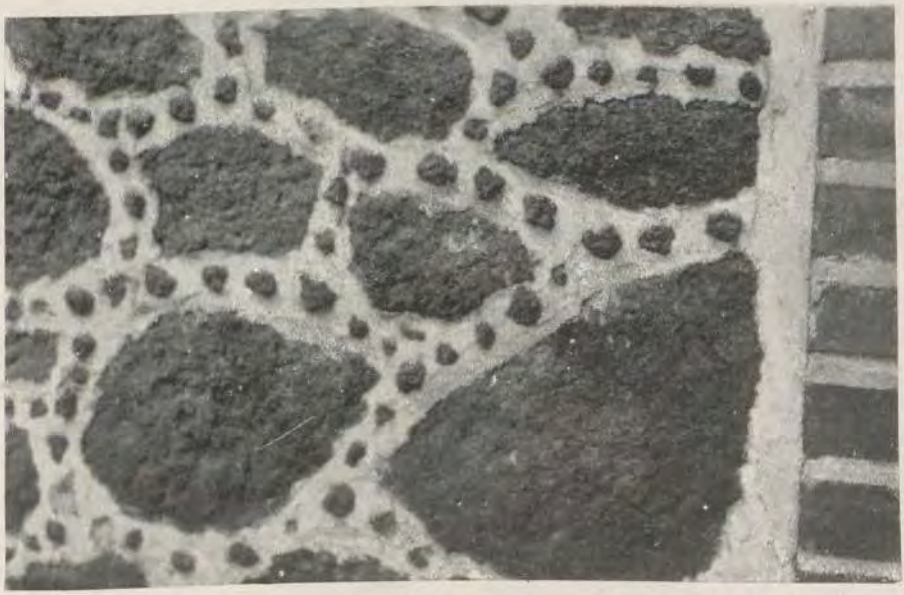


Abb. 2. Der wie Schlacke aussehende, schwere Klump als Baustein (i. Ludwigslust).

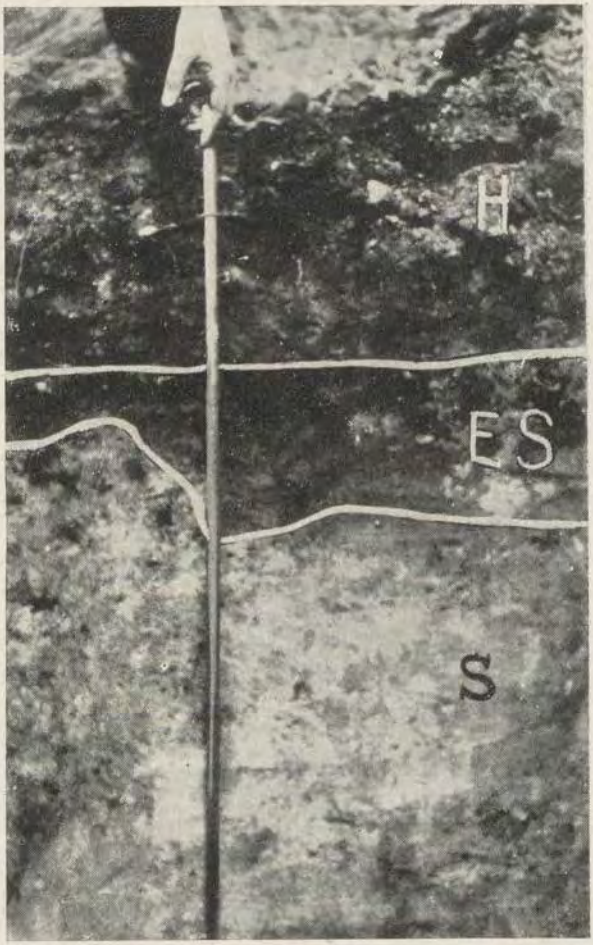


Abb. 3. Die Bildungsstätte mit den Anfängen des Klump (H = Humus, ES = Erzverkitteter Sand, S = [entwässerter] Sandboden). (Der Maßstab ist 1 m lang.) Bild aus der Lewitz. Phot.: von Bülow (3.)

Wenn feststeht, daß sich das deutsche Volkstum aus einer Vereinigung von Germanen- und Christentum gebildet hat, so lehren die hier gezeigten Kartenbilder, daß dieser Vorgang im Norden und Süden Deutschlands verschiedene Ausmaße angenommen hat. Niederdeutschland mit Ausnahme Westfalens und zum geringeren Teil auch Mitteldeutschland sind noch im höheren Maße im Besitz germanischer Erbgüter, denen die Auseinandersetzung mit der Kirche das alte Eigengesicht nicht genommen hat. Dieser Bezirk darf daher als nordischer Raum in Deutschland betrachtet werden, und eine Provinz in ihm, ausgestattet mit unberührten Zügen des germanischen Altertums, bildet Mecklenburg.

Diese Erkenntnis sei hier als Frucht aus dem neuen Anschauungsstoff dargeboten, welchen die Karten des Atlas der deutschen Volkskunde gewähren [1]).

Bäuerliches Arbeitsgerät und seine Verbreitung in Mecklenburg

Von Dr. Endler, Schwerin

Während für das bäuerliche Brauchtum und die Verbreitung bestimmter Worte in den verschiedenen Teilen Mecklenburgs bereits Forschungen angestellt sind, ist die Verbreitung des Geräts bisher wenig beachtet worden. Aber auch hier ergeben sich jetzt, wo für das Bauernmuseum die Sammlung des bäuerlichen Geräts und die Erforschung der Arbeitsmethoden stärker als bisher betrieben werden, nicht unerhebliche Abweichungen in den einzelnen Teiles des Landes. Wir stehen hier allerdings am Anfang der Forschung, und der Zweck dieses kurzen Aufsatzes ist es nicht, fertige Ergebnisse vorzulegen, sondern die Hilfe der Mitglieder des Vereins für diese Forschungen zu erbitten. Der Verfasser ist daher dankbar für jede Mitteilung aus dem Leserkreis über die hier angeregten Fragen.

Selbst das Gerät zur Verarbeitung des Flachses, das anscheinend sich gleichmäßig in ganz Mecklenburg findet, zeigt, daß die Arbeitsmethoden nicht in allen Teilen unseres Landes die gleichen und ihre Abweichungen derart sind, daß man annehmen muß, daß die Anfänge dieser Sonderentwicklung nicht erst in der näheren Vergangenheit zu suchen sind, sondern daß hier ein Hilfsmittel geboten wird, um die Geschichte des 15. und 14. Jahrhunderts mit aufzuklären.

Für die Entsamung des Flachses ist das allgemein verwandte Gerät „de Reepel", ein hölzerner oder eiserner Kamm (Abb. 1), der am Ständer oder einem Balken angebracht wird und mit dessen Hilfe der Flachssamen abgerissen wird. Diese Methode, die besonders einfach und bequem ist und gleichzeitig eine Beschädigung des Samens vermeidet, ist nun in der Gegend von Hagenow—Wittenburg, soweit wir bisher feststellen konnten, unbekannt. Hier wird der Flachs gedroschen. Es wird ein etwas kleinerer Dreschflegel, als für das Korn benutzt wird, verwandt. Da gerade in dieser sogenannten „griesen" Gegend der Flachsbau sich lange gehalten hat, ist es unwahrscheinlich, daß die Reepel erst in späterer Zeit durch den Dreschflegel verdrängt ist. Wo die Grenze dieses Bezirks, der den Flegel benutzt, liegt, wissen wir noch nicht genau. Bei Ludwigslust ist die Reepel

[1]) Wie die Zentralstelle des Atlas der deutschen Volkskunde mitteilt, schweben die Verhandlungen über den buchhändlerischen Vertrieb der Karten des Atlas noch. Für die Mitarbeiter der Landesstellen ist ein verbilligter Preis vorgesehen.

bekannt, ebenso in dem Gebiet Rehna—Grevesmühlen. In den südlich gelegenen Bezirken der Gegend ist mir immer wieder bestätigt worden, daß nur der Flegel benutzt würde. Nur in einem Fall wurde mir mitgeteilt, daß in Redefin auf einem Hofe „de Reepel" benutzt würde, doch scheint dies eine vereinzelte Ausnahme, die sich durch Einschleppung in jüngerer Zeit erklärt, zu sein. Ich wäre dankbar für Mitteilungen, wo in dem oben bezeichneten Bezirk die Reep bekannt ist.

Bevor der Flachs aus dem Ofen unter die Brake kommt, wird er im östlichen Mecklenburg mit der sogen. Bake (Abb. 2) bearbeitet. Soweit ich die Dinge bisher überblicken kann, ist dies Gerät nur im Kreis Stargard, dort aber überall, verbreitet. Im übrigen Mecklenburg ist es bisher nicht aufgetaucht, doch fehlt auch hier die Grenze nach Westen noch. Die Bake ist in der Lüneburger Gegend verbreitet, so daß hier die Vermutung nahe liegt, daß sie durch die Priegnitz ins Land Stargard gekommen ist.

Auch die Brake ist in Mecklenburg nicht überall gleichmäßig gearbeitet. Im Westen und Südwesten ist der Rand der Brake gezähnt, und zwar nahezu allgemein. Im Osten dagegen ist der Rand der Brake glatt. Auch hier fehlen uns die Unterlagen für die Begrenzung dieser Erscheinung noch vollständig.

Schließlich ist bei der Flachsbearbeitung noch zu erwähnen, daß in Mecklenburg im allgemeinen der Flachs beim Spinnen nicht auf einen Wocken gesteckt wird, sondern im Schoß der Spinnerin liegt. Daher ist auch der sogen. Brautwocken nur in einzelnen Teilen bekannt. Diesen Brautwocken erhält die Braut zur Hochzeit. Er ist mit Schnitzereien, kleinen Spiegeln und Glocken geschmückt. Soweit wir bisher wissen, ist er nur bekannt in der Gegend südlich Röbel und Mirow. Er ist dagegen weit verbreitet in Pommern und in der Ukermark. Im Norden Mecklenburgs aber ist er uns bisher noch nicht begegnet.

Auch in bezug auf die Möbel scheinen in Mecklenburg Abweichungen vorzuliegen. Es herrscht nämlich im Westen der Lehnstuhl vor, der eine hohe Rücklehne aufweist und an dem die Armlehnen senkrecht angesetzt sind. Im Osten dagegen weist der Lehnstuhl eine niedrigere, gleichmäßig hohe, runde Lehne auf. Er weicht also im Gegensatz zu der im westlichen Mecklenburg verbreiteten Form völlig von der in Holstein und in der Lüneburger Gegend üblichen Art ab.

Beim Ackergerät ist es von größtem Interesse, die Verbreitung von Haken und Pflug kennen zu lernen. Hier allerdings kann nur die Aktenforschung Klarheit schaffen, da wir es hier in der jüngsten Zeit mit starken Veränderungen zu tun haben, denn im 18. Jahrhundert hat sich der Haken in Mecklenburg stark

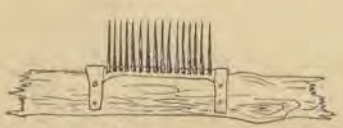


Abbildung 1

Abbildung 3

Abbildung 2

verbreitet und er ist auch in Gegenden eingedrungen, in denen ursprünglich der Pflug allein herrschte. Die landläufige Erklärung, daß der Haken in Mecklenburg hauptsächlich auf leichtem Boden, der Pflug nur auf schwerem Boden benutzt wäre, reicht für die Vergangenheit nicht aus, denn es ist sicher, daß z. B. die griese Gegend vor dem Dreißigjährigen Kriege den Haken nicht kennt, während er auf den schweren Böden des Landes Stargard anscheinend ausschließlich benutzt wurde. Sicher scheint bisher nur zu sein, daß der Haken im ehemaligen Fürstentum Ratzeburg niemals benutzt worden ist.

Bei diesen Forschungen muß man allerdings sehr vorsichtig sein, da zweifellos in manchen Dingen sich in neuerer Zeit Veränderungen vollzogen haben. Das gilt z. B. für die Käsebereitung, wo man im allgemeinen im Westen, so auch noch in der Schweriner Gegend, den Käse heute in runder Form bereitet, während in der Güstrower Gegend bereits die im ganzen Osten, soweit mir bekannt, ausschließlich auftretende viereckige Käseform erscheint. Doch erhielten wir in letzter Zeit gerade aus der Grevesmühlener Gegend eine allerdings anscheinend sehr alte (um 1725) viereckige Käsebank.

Ein Beweis für die Veränderlichkeit mancher Wirtschaftsformen ist auch der im vorigen Heft behandelte Spieker. Es kann nach meinen bisherigen Erfahrungen kaum noch einem Zweifel unterliegen, daß der Spieker vor dem Dreißigjährigen Kriege überall in Mecklenburg bei den Gehöften vorhanden war, und zwar sowohl im Osten wie im Westen. Allerdings scheint er nicht überall wie anderswo ein höherer Bau als die übrigen Gebäude gewesen zu sein, sondern er hat sich mehr in die Länge erstreckt, denn in einem Falle in Südwesten weist ein als Spieker bezeichnetes Gebäude nicht weniger als zehn Gebinde auf, während das Haupthaus nur deren acht zählt. Klar ist auch eins, daß der Spieker vielfach eine Wohnung aufwies, die vermietet wurde, denn die Bezeichnung der Einlieger als Spiekerleute ist weit verbreitet.

Die hier aufgezählten Dinge sind nur Anfänge einer Forschung, die weiter betrieben werden muß, denn durch sie gewinnen wir ein Material, das neben der rein historischen und der sprachgeschichtlichen Forschung zur Aufhellung der Vergangenheit und Entstehung unseres mecklenburgischen Volkstums dienen kann.

Postgeschichte Grabows und Umgebung

Von Postinspektor Heinrich Port

Aus der Moellerschen Geschichte des Landes-Postwesens in Mecklenburg-Schwerin und nach den Angaben der Mecklenburgischen Staatskalender, die im hiesigen Rathause und in der Landesbücherei in Schwerin (Meckl.) vorhanden sind, geht hervor, daß Grabow von jeher an großen Postkursen oder wenigstens in deren Nähe gelegen war und dadurch fast immer eine besondere postalische Bedeutung gehabt hat.

Nach der Einführung eines feststehenden Nachrichtendienstes am Ende des 15. Jahrhunderts durch den König Maximilian, des nachmaligen Kaisers Maximilian I., der den im Kurierdienst erfahrenen Italiener Franz von Taxis mit der Durchführung einer solchen Einrichtung beauftragt hatte, um sich eine Verbindung mit seinen Ländern Burgund, Tirol, Flandern und Österreich zu schaffen, entstanden nach und nach in andern Staaten auch derartige Anlagen.

Diese enthielten den Namen „Post", ohne daß es bisher gelungen ist, die Entstehung dieses Wortes zu klären.

Aus der späteren Verpflichtung zur Benutzung dieser Anlagen durch die Untertanen, denen die Teilnahme an diesen Einrichtungen anfangs bei Todesstrafe verboten war, entstand dann das Postregal, d. h. das Recht des Staates, selbst Postanstalten zu errichten und zu betreiben. Dies Regal entstand hier in Mecklenburg Mitte des 16. Jahrhunderts, und zwar aus den früheren Botenanlagen der Herzöge von Mecklenburg und den Sonderanlagen der Kaufmannschaft der Seestädte Rostock und Wismar. Das älteste vorhandene Schriftstück über Postverbindungen durch Mecklenburg ist ein Schreiben des Herzogs Heinrich des Friedfertigen von Mecklenburg vom 9. Februar 1534, worin beim Kurfürsten von Sachsen die Anlegung einer schnellen Postverbindung (einer sogenannten Reitpost) von Magdeburg bis Lübeck über Grabow und Schwerin angeregt wurde, aber ohne, daß in Grabow eine Poststation in dem heutigen Sinne vorhanden war. Diese Reitpost scheint bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts die einzige Landesherrliche Post geblieben zu sein. Wie es aber mit der Sicherheit und dem Vertrauen zu dieser und den später vielerlei eingerichteten fremden Posten stand, geht daraus hervor, daß sogar noch 1722 in Schwerin ein sogenanntes „Schwarzes Kabinet" bestand, das sich über den Schutz des Briefgeheimnisses glatt hinwegsetzte. Das Postwesen stand damals unter der Leitung des Oberpostdirektors Walter, der vom Dienstjungen eines Kammerdieners zum Postamtsleiter aufgerückt war. Dieser teilte damals dem sich vielfach außerhalb des Landes aufhaltenden Herzog Karl Leopold nach Danzig mit, daß aus einem Briefe aus Grabow, den das Schweriner Postkontor abgeliefert hatte, und bei dem „das Lack der einen Seite des Couverts nicht wol gehalten hat", hervorging, daß die Grabowsche Herrschaft — das war der Bruder des Herzogs Karl Leopold, und zwar der Herzog Christian Ludwig, die miteinander in Feindschaft lebten — noch vor dem Weihnachtsfest nach Strelitz gehen wollte. Weil man die gleichen Maßnahmen in bezug auf das Briefgeheimnis auch von anderer Seite befürchtete, suchte jede Post daher ihre Sendungen besonders zu schützen, und so wurde 1723 eine besondere Post von Dömitz über Lübtheen nach Hamburg angelegt, um die Sendungen von dort sicher nach Danzig zu leiten. Fremdstaatliche Posten, die in dieser Gegend mehrfach bestanden, konnten deswegen eingerichtet werden, weil Teile im Süden Mecklenburgs an Preußen verpfändet waren. Und so hatten Preußen u. a. auch einen Postkurs von Lenzen über Grabow nach Parchim angelegt. Als aber Herzog Friedrich Franz I. nach dem Tode Friedrichs des Großen im Jahre 1787 wieder in den Besitz der Pfänder kam, wurde diese Post wieder aufgehoben, damit die „im Laufe der Zeit eingetretenen engen wirtschaftlichen Beziehungen mit Preußen", die also nicht gern gesehen wurden, aufhören sollten. Gegen das Bestehen der Brandenburgisch-Preußischen Berlin—Hamburger Post im Lande, deren Weg über Lenzen—(Dömitz)—Finds-hier—Woosmer Mühle—Lübtheen und Quassel nach Boizenburg führte, deren Kurs schon gleich nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges angelegt worden war, vermochte die Schweriner Regierung auch noch 1806 aber nichts auszurichten. Diese Post war während der französischen Okkupation wieder eingerichtet worden, und die französische und westfälische Postverwaltung hatte außerdem auch noch eigene Posten von Hamburg über Boizenburg eingerichtet. Herzog Friedrich Franz verordnete 1811, daß diese Posten von seinen Untertanen nicht benutzt werden durften. 1812 wurde

aber zu dem bereits bestehenden Postkurs Lenzen—Grabow—Ludwigslust noch ein neuer herzoglicher Kurs eingerichtet, damit direkte Verbindungen mit dem Hoflager in Ludwigslust und Schwerin geschaffen wurden. In Wirklichkeit war dieser Kurs aber eine Konkurrenz mit der französischen Post Lenzen—Hamburg. Die neugeschaffene Post entwickelte sich sehr gut. 1813 zogen die Franzosen ab. Mecklenburg wollte von da an keine preußische Post mehr dulden. Doch wegen des hervorragenden Anteils Preußens an der Befreiung Deutschlands wurde der Betrieb der Berlin—Hamburger Posten unter Vorbehalt wieder zugelassen. 1814 wandte sich die Schweriner Regierung wieder dagegen. Der Erfolg blieb aber versagt. Lediglich einige kleine Übereinkünfte wurden erzielt. 1824 wurden Verhandlungen wegen Anlegung einer Chaussee von Berlin nach Hamburg geführt. Die Chaussee wurde aber erst ab 1826 durch die Engländer, die als ausgezeichnete Fachleute galten, gebaut. In Mecklenburg sollte die Chaussee aber nicht, wie anfangs vorgesehen, von Lenzen über Lübtheen nach Boizenburg, sondern, wie die hohen Beamten des Ministeriums es durchzusetzen sich bemühten, von Lenzen über Ludwigslust und Redefin nach Boizenburg gehen. Der Großherzog entschied sich aber für eine dritte Strecke: Perleberg—Warnow—Grabow—Ludwigslust—Redefin—Boizenburg. Diese Chaussee unterlag dann der Benutzung durch die preußischen Posten und durch jedes andere zahlungsfähige Fuhrwerk, während die Landstraße über Lübtheen nach wie vor allem andern Fuhrwerk vorbehalten blieb. Die mecklenburgischen Postämter Ludwigslust und Redefin mußten die preußischen Posten gegen eine besondere Vergütung abfertigen. Den preußischen Posten war es aber nicht gestattet, Briefe, Gelder, Pakete und Personen für eigene Rechnung in Grabow und Redefin oder sonst im mecklenburgischen Lande (mit Ausnahme von Boizenburg) aufzunehmen. Alle aus dem Preußischen kommenden Briefe und sonstigen Sendungen für Mecklenburg mußten in Ludwigslust abgegeben werden. Die Beförderung der Sendungen von Ludwigslust und Grabow nach Warnow erfolgte durch die preußischen, von Hamburg kommenden Posten. Zwischen Warnow, Grabow und Ludwigslust bestand aber Grenzverkehr, der nach der Konvention vom 30. Juli 1812 geregelt wurde, die dieselben Taxsätze für den Verkehr zwischen Lenzen und Warnow und auch zwischen Lenzen und Ludwigslust enthielten. —

Am 15. Oktober 1846 wurde auf der Strecke von Berlin nach Boizenburg der Eisenbahnverkehr eröffnet. Die Strecke zwischen Boizenburg und Hamburg wurde aber erst zwei Monate später in Betrieb genommen. Grabow wurde dadurch Eisenbahnstation der Berlin—Hamburger Bahn. Die Berührung einiger mecklenburgischer Dörfer und Städte durch diese Bahn gab denn auch Anlaß zur Errichtung einer Mecklenburgischen Eisenbahn, die in das Innere des Landes führte. Als erste Bahn dieser Art wurde am 1. Mai 1847 die Strecke zwischen Hagenow und Schwerin eingerichtet.

Die Mecklenburgische Postverwaltung hat etwa 200 Jahre bestanden. Sie ging am 1. Januar 1868 an den Norddeutschen Bund über. Entwickelt hat auch sie sich aus dem Thurn- und Taxisschen Postwesen. Das Entstehen der deutschen fahrenden Posten überhaupt wird auf die Hamburg—Nürnbergischen Botenfuhren zurückgeführt, die ungefähr zur Zeit der Hansa bestanden haben. In Kurbrandenburg setzte die Personenbeförderung mit der Post in der zweiten

Hälfte des 17. Jahrhunderts ein. Taxis unterhielt eine Personenpostlinie bereits 1660 von Leipzig über Magdeburg nach Hamburg. Sie dürfte auch Mecklenburg im Süden berührt haben. Zu dieser Zeit bestanden in den meisten größeren Städten auch schon Posthaltereien. Diese machten dann am Anfang des 18. Jahrhunderts den sogenannten „Reihenfahrten" (das waren Fahrten, die die Fuhrleute einer Stadt der Reihe nach erledigen mußten) auch in allen andern Städten ein Ende. Trotzdem mußten die Fuhrleute den Posthaltern aber doch noch ab und zu Vorspanndienste leisten, welche Verpflichtung sich noch lange, lange Jahre erhalten hat. So ist z. B. auch aus den hiesigen Akten des Jahres 1867 ein Fall zu ersehen, wonach der Erbpächter F. in Karstädt erst mit Hilfe des Großherzoglichen Postamts in Dömitz zu seiner ihm zustehenden Bezahlung für die dem Posthalter K. in Dömitz zwangsweise geleisteten Vorspanndienste auf der Strecke Ludwigslust—Dömitz gekommen ist. Aus den Posthaltereien entwickelten sich später die „landesherrliche Anstalt für Extraposten", zu deren Unterhaltung die Posthalter Leute, Pferde und Geschirr zu liefern hatten. Das Fahren mit Fuhrmannspferden wurde dadurch unter der Benennung „Lohnfuhren" zu einem für sich bestehenden bürgerlichen Gewerbe, welches je nach Zahl der beförderten Personen und je nach der Entfernung bestimmte Gebührensätze an die Postkasse abzuliefern hatte. Die Postverwaltung konnte diese Gebühren deswegen beanspruchen, weil eine Regelmäßigkeit in der Personenbeförderung und auf bestimmten Strecken, wie auch noch heute, nur alleiniges verbrieftes Recht der Post ist. Diese Abgaben der Fuhrleute fielen erst 1842 fort. Bis dahin waren Gebührenhinterziehungen so ziemlich an der Tagesordnung, und auch die Grabower Rathausakten weisen aus den Jahren 1837/38 mehrere Fälle auf, wo Besitzer von Lohnfuhrwerken wegen Hinterziehung von Postabgaben bestraft worden sind. Die Entfernungspunkte wurden durch Post-Meilenpfeiler bezeichnet, die in hiesiger Umgegend erst in jüngster Zeit — z. B. bei der Fronerei, wo ein solcher mit der Bezeichnung „½ Meile" stand — beseitigt worden sind. Einer von diesen Zeugen steht aber noch an der Kreuzung der Lenzener Chaussee mit der Berliner Chaussee am Ausgange unserer Stadt nach Berlin. Er hat die Nummer 5. Das eine eingelassene Schild trägt die Inschrift „1 Meile von Ludwigslust" und das andere die Inschrift „21¾ Meilen nach Berlin".

Die ersten zur Postbeförderung benutzten Postwagen waren einfache Acker- oder Leiterwagen, die auf Holzachsen fuhren, mit eingehängten Bänken oder Lehnen. Als Polster diente Stroh. Zum Auf- und Absteigen wurden Treppenleitern angestellt. Zur Unterbringung der Geld- und Wertsachen stand eine verschließbare Postlade unter den Sitzen, die nur auf der Station geöffnet werden konnte. Für Post- und Passagierstücke diente vielfach die mit Korbgeflecht gefütterte Schoßkelle. Später wurden die sogenannten Postkaleschen eingeführt, die aber nur für die Mitnahme von zwei Personen eingerichtet waren. Für größeren Reiseverkehr hatte man Wagen mit einem Verdeck aus „gewächster Leinwand" und ebensolchen Leinenvorhängen an den Seiten. Wagenlaternen wurden erst um 1713 eingeführt. Von da an wurden die Wagen auch fester gebaut und mit gepolsterten Sitzen ausgerüstet. Die bereits erwähnten Extraposten, die nur Postreisende und ihr Gepäck beförderten, waren nicht an vorgeschriebene Kurse und bestimmte Abgangszeiten gebunden, und die „ordinär" fahrende Post verkehrte auch noch nicht täglich. Wenn der Reisende daher nicht 48 Stunden oder noch länger warten wollte, mußte er sich schon der Extrapost bedienen. Zweispänner wurden vom Bock, drei und mehr Pferde vom Sattel

gefahren. Feste Postkurse gibt unser Mecklenburgischer Staatskalender erst seit 1777 an. Die Postillione standen häufig zu ihrem Posthalter im Verhältnis eines Privatdieners. Bei guter Eignung wurden sie später in die Dienste der landesherrlichen Posten übernommen. Man liest von ihnen, daß darunter oft trunkfeste Männer gewesen sind. Der Posthalter hatte auch dafür zu sorgen, daß seine Postillione im Blasen ausgebildet wurden und die Posttrompete bzw. das Posthorn stets mit sich führten. Bei manchem war aber das Blasen die schwächste Seite. Meistens bliesen die Postillione daher „gelb".

Die Posthäuser hatten früher besondere Privilegien. Sie waren befreit von Einquartierung und Materialleistungen. Den Postmeistern war aufgegeben, in einem für den gesamten Reiseverkehr recht günstig gelegenen Hause zu wohnen. Es mußte das landesherrliche Wappen „zu jedermanns Wissenschaft" tragen.

Eine besondere Beschleunigung im Postreiseverkehr waren die im Jahre 1819 von der preußischen Post in Betrieb genommenen Schnellposten, die wegen ihrer Schnelligkeit damals ein Aufsehen erregten, wie jetzt der „fliegende Hamburger". Das war damals die Zeit der Begründung der deutschen Dampfschiffahrt und der Inbetriebnahme der ersten Lokomotiven Stephensons. Die Einrichtung der Schnellposten bewährte sich sehr gut. Die Einführung geschah aber nicht ohne Schwierigkeiten, denn die Posthalter sahen ihre guten Einnahmen aus dem Extrapostverkehr dahinschwinden. Auch die Grabower Rathausakten enthalten aus den Jahren 1828 bis 1837 einige Fälle, die mehr auf Gegensätzlichkeiten zur preußischen Post aus Warnow als auf wirkliches Verschulden der Postillione bei einem Anfahren oder Überfahren von Grabower Einwohnern zurückzuführen sind. Die Schnellposten legten auf chaussierten Straßen eine Meile in 35 Minuten zurück. Die Posten dienten bis in die letzte Zeit hinein dem Zubringerverkehr zu den Eisenbahnlinien. Sie sind heute fast ganz durch die Kraftpostlinien abgelöst, die hier in Grabow 1924 eingeführt worden sind. — Die im Staatskalender erstaufgezeichnete „Postroute" hiesiger Gegend stammt aus dem Jahre 1776, und zwar als eine, die von Ludwigslust über Grabow nach Lenzen führte und dann weiter nach Stendal und Magdeburg ging. Sie fuhr jeden Montag und Donnerstag mittags 12 Uhr von Ludwigslust ab. 1792 bestand auch eine „Grabowsche Post", die zwischen Ludwigslust und Grabow verkehrte. Sie ging jeden Sonntag früh und mittags, Montags und Donnerstags um 9 Uhr und 7 Uhr, Dienstags und Freitags nachmittags und Sonnabends früh von Ludwigslust ab. Sie kehrte Sonntags um 9 Uhr, Montags mittags und abends 7 Uhr sowie Dienstags und Freitags mittags und abends und Donnerstags abends 7 Uhr nach dort zurück. Von Ludwigslust ging außer der „Schweriner Post" Dienstags und Freitags um 2 Uhr nachmittags noch die „Hamburger Post" ab, deren Weg über Ludwigslust, Kummer, Krenzlin, Loosen, Jesar nach Lübtheen und weiter über Quassel, Langenheide, Düssen, Brahlstorf, Dersenow und Hühnerbusch nach Boizenburg führte. Von 1794 bis etwa 1820 bestand hier die „Neustädter Post", die Montags und Donnerstags um $7^1/_2$ Uhr vormittags und 9 Uhr abends über die Ziegelscheune und „Großen Laasch" nach Neustadt fuhr. Eine Fahrt von dort nach hier erfolgte Dienstags und Freitags vormittags. Bis dahin hatte nur die Strecke Ludwigslust—Neustadt bestanden. Diese sogenannte „Neustädter Postroute" ist noch ungefähr dieselbe Strecke, die die bei den Lederwerken in Neustadt beschäftigten Grabower Einwohner noch täglich mit dem Fahrrad

zurücklegen. 1812 wurde die erste „Berliner Post" eingerichtet. Diese ging von Lenzen über Grabow nach Perleberg. Sie fuhr Mittwochs und Sonnabends um 10 Uhr von Lenzen ab, war mittags in Grabow und abends wieder in Lenzen. Donnerstags und Sonnabends früh fuhr sie nach Perleberg und Freitags und Montags morgens nach Berlin. 1820 bestand noch die „Dömitzer fahrende Post". Diese ging von Ludwigslust über Grabow, Güritz, Eldena und Findenwirunshier nach Dömitz, und zwar als Hinfahrt am Montag und Donnerstag und als Rückfahrt am Mittwoch und Sonnabend. 1837 ist unter den Angaben bei der „Hamburger Post" noch eine Reitpost verzeichnet, die von Boizenburg über Ludwigslust nach Grabow führte. Sie ging jeden Tag, mit Ausnahme des Sonntags, abends 8 Uhr von Boizenburg ab und diente Montags, Donnerstags und Sonnabends hauptsächlich der Beförderung von Sendungen nach Schwerin. Daß die Grabower Bevölkerung damals mit dem Postengang nicht immer so recht einverstanden war, erhellt aus einer Eingabe einer Anzahl Bürger an den Magistrat vom 18. Oktober 1837, worin bemängelt wird, daß die von Hamburg kommende Post, im Gegensatz zu früher, später eintrifft als die Berliner Post, so daß ein Briefwechsel mit Schwerin selbigen tags nicht mehr vorgenommen werden kann, weil die von Ludwigslust nach Schwerin und weiter gehende Post mit der sogenannten preußischen Post nicht in Verbindung steht, und am Montag keine Post von Ludwigslust nach hier kommt, obschon die preußische Post an diesem Tage hier durchfährt. Hierdurch würden manchmal vier Tage erforderlich, um ein Schreiben von Schwerin zu erhalten und zu beantworten, und „das bei 5 Meilen Entfernung". Auch wurde noch bemängelt, daß Grabow von der am Sonnabend aus Ludwigslust abgehenden mecklenburgischen Post nach Hamburg, und mit der dann auch noch nach Schwerin und Rostock gehenden Post ganz abgeschnitten ist, weil Sonnabends von hier nach Ludwigslust keine Post geht. Erbeten wurde daher eine Fußpost von Grabow nach Ludwigslust und zurück am Montag, Mittwoch und Sonnabend mit dem Hinweis, daß die entstehenden Kosten von etwa 30 Talern der Post jetzt durch gelegentliche Beförderung oder durch abzusendende besondere Boten entzogen würden. Nach Verhandlung mit dem Postmeister, der meinte, daß die Sache sich nicht rentieren würde, und daß nach Fertigstellung der Chaussee von Lauenburg bis Hamburg ein gänzlich veränderter Postenlauf eintreten würde, lehnte die Großherzoglich Mecklenburgische Kammer in Schwerin den Antrag ab. Infolge der engen Verkehrsbeziehungen zwischen Grabow und Ludwigslust trat dann aber doch noch eine mit Fuhrwerk ausgerüstete Privatperson in Tätigkeit, die viele Sendungen nach und von dort beförderte, und der dann zweifelsohne manche postpflichtige Sendung mitgegeben sein wird. Eine regelrechte botenpostähnliche tägliche Paketfahrtverbindung, die anfangs mit einem Hundefuhrwerk betrieben worden ist, ist Anfang der sechziger Jahre von der Frau Marie Heiden gegründet worden. Das Geschäft ging 1875 auf ihre Tochter Marie Heiden über. Von dieser übernahm den Betrieb wiederum deren Tochter Marie Markwardt, geb. Heiden, im Jahre 1887 und hat ihn dann ununterbrochen bis 1918 geführt. Eine Nachfolgerin oder ein Nachfolger hat sich dann nicht mehr gefunden. — Im Jahre 1837 tauchte auch die erste „Preußische Schnellpost" auf, die als „Berliner Cours" von Grabow über Warnow, Perleberg, Kyritz, Friesack, Nauen und Spandau nach Berlin ging. Sie fuhr Sonntags, Dienstags, Donnerstags und Freitags mittags 12½ Uhr von Ludwigslust ab. Die bereits erwähnte Gegensätzlichkeit — auch hiesiger Stadt — gegen diese Post ist

aus einem Schreiben des Magistrats vom 27. Oktober 1837 an die Königlich Preußische Postverwaltung in Warnow zu entnehmen, worin Beschwerde wegen Umfahrens eines Frauenzimmers infolge zu schnellen Fahrens der Post mit ihrem Beiwagen erhoben wurde. Das Königlich Preußische Postamt in Perleberg gab den beiden Postillionen jedoch keine Schuld, weil die Frau versucht hatte, zwischen die beiden Wagen hindurchzulaufen, und bezeichnete dieses Beginnen als „Unsinn und Wahnsinn". Die Postverwaltung in Warnow, die die Untersuchung zu führen hatte, hatte beantragt, falls das Postamt Perleberg die beiden Postillione doch für schuldig befinden sollte, sie dort in Perleberg entsprechend zu bestrafen, „weil in Warnow kein Gefängnis vorhanden sei". Die Angelegenheit blieb auf sich beruhen. Ebenso blieb ein anderer Fall auf sich beruhen, der sich sogar schon im Jahre 1828 ereignet hatte, wo von der von Ludwigslust nach Warnow fahrenden Schnellpost ein Frauenzimmer mit einem Kinde auf dem Arm umgefahren worden war, ohne daß diese beiden jedoch ernstere Verletzungen erlitten hatten. Die Schuld mußte schließlich der weiblichen Person zugemessen werden, weil sie es versucht hatte, unmittelbar hinter einem Privatfuhrwerk und dicht vor den Postpferden noch die Straße zu überqueren. Interessant ist beim Aktenlesen der vorliegende Schriftwechsel, der sich zwischen dem hiesigen Magistrat, dem Gericht in Ludwigslust und dem Hof- und Hauptpostamt in Ludwigslust abspielte, um zur Vernehmung des für schuldhaft erklärten Postillions zu kommen, welches Recht der hiesige Magistrat in Anspruch nahm und welches ihm vom Hofpostamt in Ludwigslust nicht zuerkannt wurde. Auch verlangte der Magistrat, daß die Post durch Grabow nur Schritt fahren sollte. Die Postverwaltung nahm jedoch in Anspruch, daß, um die vorgeschriebenen Fahrzeiten innehalten zu können, die Post auch durch Grabow wenigstens in einem „kleinen Trott" fahren müßte. Auch das Verlangen des Ausbiegens der Privatfuhrwerke den Postwagen gegenüber, wenn der Postillion sein vorgeschriebenes Signal gab, gab schon damals Anlaß zu manchem Schriftwechsel. Wenn nun auch bei derartigen Zusammenstößen der Postillion nicht immer ganz unschuldig gewesen ist, wofür eine zu den Akten liegende Rechnung von 3 Rtlr. für ein zerbrochenes Rad an einem Privatfuhrwerk Zeugnis ablegt, die der Postillion zur Hälfte bezahlen mußte, so sieht man doch hieraus, daß die Postillione ihre bevorzugte Stellung schon damals streng in ihr Bewußtsein eingeprägt hatten. Ebenso hat das häufige Unterlassen der Lohnabgabe der Mietsfuhrwerke an die Postverwaltung, die insbesondere einige Jahre vor Aufhebung dieser Abgaben sehr stark in Aufnahme gekommen war, zu umfangreichem Schriftwechsel zwischen dem Postamt und der Ortspolizeibehörde geführt. Die Untersuchungen verliefen aber meistens wie das Hornberger Schießen. Erwähnt wurde hierbei aber schon der Fuhrmann Gehrke, der hier später Posthalter wurde. Er war überhaupt der erste Posthalter in Grabow, und dieses Amt ging später auf seinen Sohn Heinrich Gehrke über, der noch manchem Einwohner in guter Erinnerung ist. Der Fuhrwerksbetrieb war auf den jetzt zur Rosebrauerei gehörenden Grundstücken eingerichtet. Gehrke hatte auch die Beförderung der Transporte zur Bahn zu besorgen. Diese Obliegenheit wurde ihm zum 1. März 1872 gekündigt, weil die Beförderung — wohl infolge Verlegung der Post in das Holmsche Haus am Kießerdamm — fortan mit Posthandwagen besorgt werden sollte. Gehrke erbat Zurücknahme der Kündigung, da er sonst geschäftlich nicht mehr bestehen könne. Obgleich auch der Magistrat sich sehr für ihn einsetzte und dieserhalb noch eine besondere Eingabe an den Generalpostmeister Stephan richtete, entschied dieser, daß nur postalische Interessen in Betracht

kommen könnten und ein Bedürfnis zur Beibehaltung der Stadtfahrten nicht vorläge.

Während die Abfertigungsräume der Post früher stets mit den Diensträumen der betreffenden Behörde vereinigt waren, deren Beamte die Postdienstgeschäfte als Vorsteher dieser Abteilung mitversahen — so hier in Grabow einige „Herzogliche Stadtrichter", Steuereinnehmer und Zollberechner —, lassen sich später bestimmte Häuser nachweisen, die ausschließlich oder fast ausschließlich dem Postverkehr gedient haben. Als ersterrichtetes Posthaus ist das im Jahre 1726 — also nach dem großen Brande Grabows — von dem Postmeister From neuerbaute Haus nachzuweisen. Es ist in dem Plan der Stadt Grabow zu dem Buche des Studienrats Kurz, „Der große Brand Grabows 1725 und der Wiederaufbau der Stadt" mit Nr. 5 der Großen Straße bezeichnet. Jetzt befindet sich darin das Kaufhaus Gustav Ramelow, Adolf-Hitler-Straße Nr. 27. Die alte Nummer 5 befindet sich noch heute an dem Hause. Der Größe des Grundstücks nach scheint dort auch der Postfuhrbetrieb untergebracht gewesen zu sein.

Als weitere Posthäuser sind dann folgende Grundstücke ermittelt worden:

Das C. D. Rodatzsche Wohn- und Geschäftshaus in der Großen Straße an der Ecke der Friedrich-Franz-Straße (jetzt Adolf-Hitler-Straße 19). Dort wurde 1852 das jetzige Manufakturwaren-Geschäft gegründet. Infolge Vergrößerung des Geschäfts und Ankaufs eines daneben liegenden Gebäudes mußte die Post ihre Räume verlegen, und zwar nach dem Hause Lange Straße Nr. 20 (jetzt Horst-Wessel-Straße) in das Sattlermeister Karl Friersche Haus. Wegen Unzulänglichkeit der Diensträume wurde die Post jedoch bald darauf in das Haus Lange Straße Nr. 12, in das sogenannte Krügersche Haus verlegt. Dies Haus ist jetzt im Besitze der Familie Dettmann. Von hier ist die Post Ende der sechziger Jahre nach dem Hause Marktstraße 23 verlegt worden, das jetzt im Besitze der Familie Sixtus ist, die dort die Gastwirtschaft „Deutsche Eiche" (früher Großherzog von Mecklenburg) betreibt. Sodann siedelte die Post Anfang der siebziger Jahre in das Haus Kießerdamm 13 (Ecke der Floerkestraße) über. Es ist dies das sogenannte Holmsche Haus, das jetzt der Familie Gustav Prosch gehört. In dies Haus ist 1878 das erste Berlin-Hamburger Telegraphenkabel eingeführt worden, nachdem Grabow schon im Jahre 1874 die erste telegraphische Verbindung überhaupt erhalten hat. Aus diesem Hause ist die Post erst dann wieder verlegt worden, als der Maurermeister Heinrich Kusel im Jahre 1885 ein besonderes Mietsposthaus auf dem Grundstück Kießerdamm Nr 20 (frühere „Städtische Bleiche") errichtete. Hier befindet sich die Post noch heute. Inzwischen ist das Gebäude aber reichseigen geworden und ist im Jahre 1928 einem größeren Umbau unterzogen worden, weil die bisherigen Betriebsräume infolge des gestiegenen Verkehrs und der notwendig gewordenen Einrichtung eines Selbstanschlußamtes für die Fernsprechteilnehmer nicht mehr ausreichten. Bei dieser Gelegenheit wurden dann auch zeitgemäße Schalteranlagen eingerichtet. Hierbei hat sich auch das Äußere des Gebäudes verändert, das früher das etwa gleiche Aussehen hatte als das jetzt noch daneben befindliche Amtsgerichtsgebäude.

Als Telegraphenstation ist Grabow, wie bereits gesagt, 1874 eingerichtet worden, und zwar als eine mit der Ortspostanstalt zu kombinierende Reichs-Telegraphen-Station. Hierzu sind im Gebiet der Stadt fünf Telegraphenstangen

erforderlich gewesen, die glatt abgehobelt und mit einer vom Magistrat bestimmten Ölfarbe gestrichen von der Telegraphen-Direktion Hamburg aufgestellt und geliefert wurden. Die Telegraphenlinie verlief von Hamburg aus längs der Eisenbahn und wurde von der auf dem Bahnhof damals noch befindlichen Wasserstation aus in die Stadt geführt. Von hier aus wurde gleichzeitig auch die erste Fernsprechleitung gebaut, und zwar von Grabow bis zur Postagentur Balow. Der Anruf erfolgte durch eine Signalpfeife und das Sprechen und Hören erfolgte abwechselnd von dem Handapparat aus.

Aus mehrfach gesammelten Aufzeichnungen ergibt sich, daß die Postämter Boizenburg, Ludwigslust, Lübtheen und Lenzen stets mit höheren Beamten als Postamtsvorsteher besetzt gewesen sind, und vorübergehend auch Grabow. Sonst wurden diese Stellen vielfach den Steuereinnehmern, Zollberechnern usw. mitübertragen, oder sie waren mit der Posthalterei verbunden. In Grabow hat das Amt eines Postmeisters nach dem bereits erwähnten Postmeister From aus den Jahren nach dem großen Brande erstmalig in der Hand des Herzoglichen Stadtrichters Marggraf gelegen. Von diesem befindet sich im hiesigen Heimatmuseum ein Posteinlieferungsschein vom 11. Juni 1759 über einen aufgelieferten Beutel mit Geld über 72 Rtlr. nach Dömitz. Der Schein stammt ursprünglich aus Lenzen. Er ist dort vordrucklich hergestellt und trägt die handschriftliche Abänderung des Ortsnamens „Lenzen" in „Grabau". Frühere Postmeister lassen sich nicht nachweisen, weil bei dem großen Brande mit dem Rathause viele Akten verbrannt sind. Als Nachfolger des Postmeisters und Stadtrichters Marggraf war hier von 1776 bis 1792 der Herzogliche Stadtrichter M. A. Weber tätig. Ihm folgte in gleicher Eigenschaft bis 1803 der Steuereinnehmer Daniel Ludwig Weber. Von 1803 bis 1818 war hier Christoff Gabriel Ebeling Postmeister, dem ab 1815 noch ein Wagenmeister — Christoff Trull — zugeteilt war, der die Abwickelung des Reiseverkehrs bis Lübtheen auszuüben hatte. Aus diesen Jahren befinden sich noch Schriftstücke in den Akten des Rathauses, worin der Bürgermeister und Hofrat W. sich beim Großherzog über eine durch den Postmeister verschuldete zu späte Zustellung eines wichtigen Briefes aus Schwerin beschwerte. Der Postmeister wurde für schuldig befunden und durch die Großherzogliche Kammer unter Anredung seiner Person mit „Du" angewiesen, dem Hofrat W. die entstandenen Kosten für die zweimalige Entsendung eines besonderen Boten nach Schwerin zu ersetzen. Nach Ebeling trat hier sodann der Postmeister Gottlieb Johann Christian Wendt in die Erscheinung, von dem auch noch ein von ihm ausgestellter Posteinlieferungsschein vom 4. Januar 1818 im Heimatmuseum zu sehen ist. Er war hier bis 1824 im Amt. Ab 1825 führte das Postamt der Postmeister U. U. Karrig, der ebenso, wie sein Vorgänger Wendt, gleichzeitig auch Zollberechner war. Von 1827 bis 1838 war hier der Zollberechner Johann Gottfried August Erich zum Postmeister im Nebenamt bestellt. Nachdem dann das Amt im Jahre 1839 unbesetzt war, folgte von 1840 ab der erste Berufspostmeister und spätere Postkommissär Carl Teetz. Einige alte Einwohner und Einwohnerinnen können sich dieses Vorstehers noch recht gut erinnern. Er wurde 1867 pensioniert. Teetz zusammen mit seinem getreuen Postboten Fritz Dähling, der vordem von dem alten Grabower Postboten Dietrich Popzien angelernt worden war, besorgte anfangs noch die ganze Post Grabows. Dähling ist als Original hier noch in bester Erinnerung. Er kannte alle Familienverhältnisse in der Stadt und kannte daher meistens auch schon den ungefähren Inhalt der angekommenen Post. So hat er z. B. manchem

jetzt noch lebenden Einwohner mit den zutreffenden Worten: „Du brukst bei Koort gornich irst to lesen, Mieke kümmt noch nich, sei will irst in 14 Dagen kamen" die angekommene Postkarte überreicht. Auf dem Marktplatz war meistens die Jugend versammelt oder Dähling suchte sie bei der Schule auf und übergab dieser so manche Sendung, die die Kinder dann gern und freudig an den Adressaten ablieferten. Sendungen für Bewohner der umliegenden Dörfer wurden aber bei denjenigen Kaufleuten der Stadt niedergelegt, wo die Einwohner des Dorfes zu verkehren pflegten. Diese nahmen dann die Postsachen mit. Beschwerden über Nichtankommen einer Sendung gehörten, im Gegensatz zu heute, zu den Seltenheiten. Dähling ist später von hier versetzt worden. Erzählt wird heute aber noch sehr gern von ihm. Während des nächstfolgenden Jahres 1868 verwaltete das Postamt vertretungsweise der Postsekretär Strömer. Sodann wurde hier der Postdirektor Deichmann Postamtsvorsteher, der bis 1880 amtierte. Da im Jahre 1872 die ersten Postagenturen überhaupt eingerichtet wurden, erfolgte unter seiner Amtsführung im Jahre 1874 in dieser Gegend erstmalig die Einrichtung der Postagentur Balow. Leiter derselben war Albert Schröder. Auch die bisherige Posterpedition Eldena wurde in eine Postagentur umgewandelt, bei der der bisherige Leiter Joachim Tornow verblieb. Im Jahre 1876, als die Umwandlung der Postagentur in ein Postamt vor sich ging, wurde er sogar „Postverwalter", welches Amt sonst nur den Postamtassistenten — also Berufsbeamten — vorbehalten war. Aus der Amtszeit Deichmanns verlohnt es sich, daß folgende spaßige Begebenheit festgehalten wird. Damals war hier u. a. auch mal der Posteleve Clément (späterer Postrat in Schwerin) beschäftigt. Der hier mitbeschäftigte Briefträger Beutel klagte ihm, daß die Leute ihn seines Namens wegen vielfach neckten, und insbesondere die Beamten auf der Eisenbahnstation, wenn er den Postbeutel an den Zug brachte, fast nie die Bemerkung unterließen: „Dor driggt ein Büdel den annern Büdel!" Er erbat daher von dem Eleven einen Vorschlag für einen andern Namen. Dieser schlug ihm unter fremdartig klingenden Namen auch die Namen Sokrates und Aristoteles vor und traf insgeheim mit seinen Bekannten die Abmachung, daß sie den Briefträger Beutel fortan „Sokrates" nennen sollten. Das geschah denn auch. Und einige Tage darauf erschien denn auch Beutel wieder bei Clément und teilte ihm freudestrahlend mit, daß er keinen andern Namen mehr brauche, da die Leute schon samt und sonders „Sokrates" zu ihm sagten. Tatsächlich hat er diesen Namen denn auch bis an sein Lebensende behalten, so daß viele jetzt noch hier lebende Einwohner ihn unter diesen Namen überhaupt nur noch kannten. — Ab 1880 war die Postamtsvorsteherstelle zunächst unbesetzt. Sie wurde durch Postsekretär Zeller, dem späteren Postmeister in Dömitz, verwaltet. — Auf Postdirektor Deichmann folgte als Vorsteher des Postamtes von 1880 bis 1883 der Postsekretär Schmittgen, der dann als Oberpostsekretär nach Güstrow zurückversetzt wurde. Damit wurde Grabow als ein Postamt 2. Klasse eingruppiert. Die Einwohnerschaft befürchtete hierdurch eine Schädigung an Ansehen und Bedeutung. Der Magistrat machte daher unterm 14. Februar 1880 eine Eingabe an den Generalpostmeister Stephan, um Grabow in der Klasse der Postämter I zu behalten. Stephan lehnte aber ab, weil die Einreihung der Postämter nach einheitlichen allgemeinen maßgebenden Grundsätzen erfolge und demgemäß Grabow in die Reihe der Postämter II eingeordnet worden sei. Weiter teilte er aber auch mit, daß die dem öffentlichen Dienste gewidmete Tätigkeit in keiner Weise eine Einschränkung erleide. Als Nachfolger Schmidtgens kam Postmeister Christmann nach hier, der 1893 als Postdirektor nach Bützow

versetzt wurde. Unter ihm wurde die Postagentur Balow 1885 von dem späteren Inhaber der hiesigen Langschmidtschen Buchhandlung, Hartwig Scheuermann, verwaltet. Seine Nachfolger in Balow waren von 1886 an der Postagent Ernst Maerker und ab 1890 der Schmiedemeister und Gastwirt Georg Grünwald. 1889 wurde auch noch die Postagentur Ziegendorf eingerichtet. Die Verwaltung derselben wurde dem Lehrer Ludwig Parge übertragen, der am 26. Mai 1916 starb. Seine Nachfolgerin wurde seine Tochter Marie, die noch heute ihres Amtes waltet. Als weiterer Vorsteher des hiesigen Postamts wurde ab 1893 von Gadebusch Postmeister Appel nach hier versetzt, der bereits 1898 starb. Er liegt auf dem hiesigen Friedhof begraben. Die 1894 unter ihm in Zierzow eingerichtete Postagentur wurde damals mit dem Erbpächter Frese besetzt, der die Postagentur durch Fräulein Becker verwalten ließ. Der Nachfolger Appels war Postmeister Tönnies. Er amtierte bis 1912, wo er dann mit dem Titel „Rechnungsrat" in den Ruhestand trat. Er starb 1926 und liegt ebenfalls auf dem hiesigen Friedhof begraben. Im Jahre 1906 wurde in Balow als Nachfolger Grünwalds der Schmiedemeister und Gastwirt Fernow Leiter der Postagentur und in Zierzow der Stellmachermeister Heinrich Giese. Dem Postagenten Fernow in Balow folgte im Jahre 1910 der Lehrer Karl Lübcke. Dieser wurde infolge seiner Versetzung 1912 durch seinen Amtsnachfolger im Lehrerberuf, Heinrich Biemann, abgelöst. Ihm wurde auch die Verwaltung der Postagentur übertragen. Als Nachfolger Tönnies' war hier Postmeister Bontemps, der von Woldegk kam, Vorsteher von 1912 bis 1918. Von Februar 1916 an wurde er infolge des Weltkrieges bei der Deutschen Post- und Telegraphenverwaltung in Belgien beschäftigt. Die Amtsleitung lag von da an in den Händen des Verfassers dieser Abhandlung. Bontemps tauschte 1918 als Oberpostsekretär nach Greifswald. Er ist jetzt Postamtmann in Rostock. — Von Greifswald kam am 1. April 1918 der Oberpostsekretär Beese als Postmeister nach hier. Er rückte später zum Oberpostmeister auf und bekam bald darauf den Titel „Rechnungsrat". 1925 kam er als Postamtmann nach Wismar. Unter ihm wurde die Postagentur Balow 1921 aufgehoben und der Ort dem Landzustellbezirk der Postagentur Zierzow zugeteilt. Am 1. Mai 1924 wurde der Postkraftwagenverkehr, zunächst nach Parchim, eingerichtet.

Der Nachfolger Beeses, Oberpostmeister Freundt, kam von Tessin nach hier. Unter ihm wurden am 1. Mai 1929 das Fernsprech-Selbstanschlußamt mit dem Oberpostsekretär, späteren Postinspektor Port als Leiter und am 1. April 1931 die ersten Poststellen eingerichtet, und zwar in Prislich mit Kaufmann Thielcke, in Muchow mit Kaufmann Kühnemund, in Karrenzin mit Gastwirt Schulz und in Wulfsahl mit Gastwirt Milatz als Verwalter. Für letzteren trat später der Gastwirt Clotek ein. Freundt leitete das Postamt bis 1932 und wurde dann als Postamtmann nach Hamburg versetzt. In dieser Zeit trat bei der Postagentur in Zierzow insofern ein Wechsel ein, als der Postagent Giese 1930 starb und der Postagent Lenthe sein Nachfolger wurde. Seit 1932 leitet das Postamt der Oberpostmeister Pommerenke, der von Röbel nach hier versetzt wurde.

Mitteilungen

Heinrich Schliemann, Selbstbiographie, bis zu seinem Tode vervollständigt. Herausgegeben von Sophie Schliemann. Zweite Auflage. F. A. Brockhaus, Leipzig 1936.

Ein seltsames Leben rollt sich vor uns ab. Ein mecklenburgischer Knabe begeistert sich glühend für die Sagen und alten Geschichten seiner Heimat. Und als der achtjährige Junge von dem trojanischen Kriege hörte, nimmt er sich vor, Troja später auszugraben. Unglückliche Familienverhältnisse schicken den Jungen in eine harte Lebensschule. Mit 14 Jahren wird er Kaufmannslehrling. Ein heruntergekommener Müller deklamiert Homerverse und läßt sich von dem entzückten Kaufmannslehrling dafür in Schnaps bezahlen. Eine neue Welt offenbart sich ihm, und sein größter Wunsch ist es, einmal Griechisch zu lernen. Infolge eines Unfalls wird er Schiffsjunge, nach einem Schiffbruch wieder Kaufmann in Holland. In seiner freien Zeit lernt er unermüdlich, besonders fremde Sprachen. Da er das Russische beherrscht, schickt ihn sein Handelshaus nach Rußland. Hier bringt er ein großes Vermögen zusammen. Mit 41 Jahren gibt er sein Geschäft auf, um nach einer Weltreise die Träume seiner Jugend zu verwirklichen. So wird Schliemann zum Entdecker und Ausgraber von Troja. In einem Nachwort verteidigt der Schliemannforscher Ernst Meyer seinen Helden gegen den Vorwurf eines Goldsuchers, als den ihn ein materialistischer Jude abgestempelt hat. Aber gleichzeitig zeichnet Meyer eine treffende Charakteristik von Schliemann, eines Menschen, der sich aus eigener Kraft mit unerhörter Zähigkeit heraufarbeitete und dann seinen Reichtum in uneigennütziger Weise benutzte, um das Ideal seiner Jugend zu gestalten. Ein Buch, das jeder Mecklenburger mit größter Anteilnahme lesen wird.

Schlüter.

Adolf Nizze: **„Doberan-Heiligendamm, Geschichte des ersten deutschen Seebades"**, Rostock und Prißwalk (1936).

Unsere Zeit erlebt einen Umbruch der Kultur, wie er kaum je so schnell, so vielseitig und so aussichtsreich für die Zukunft stattgefunden hat. Will man diesen Wandel verstehen und erkennen, daß die Zeit für ihn reif war, so darf man sich nicht damit begnügen, sich des Werdenden zu erfreuen und an den Kämpfen um das Neue teilzunehmen — denn nach Alfred Rosenberg muß der Nationalsozialismus erkämpft werden, was auch von dem einzelnen bei sich selbst gilt —, sondern man muß gelegentlich auf die Entwicklung zurückschauen. Dies kann teils geschehen, indem man ihre Gesamtgestaltung an der Hand der Kulturgeschichte betrachtet, teils aber, indem man einzelne Bilder herausgreift und sie mit allen Einzelheiten dargestellt, genauer verfolgt. Zu einer solchen Betrachtung eines einzelnen Zweiges unserer sittlichen Kultur gibt die eingangs erwähnte, fast 200 Seiten starke Schrift von Adolf Nizze eine gute Gelegenheit. Sie vereinigt einen aktenmäßigen Bericht über die Entwicklung des Badelebens in seinen Anfängen, um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert, mit einer ansprechenden Schilderung der Kultur der Zeit in allen mit dem Badeleben im Zusammenhange stehenden Gebieten, womit die erste Sportbetätigung in Deutschland, die des Rennsportes auf der Doberaner Bahn, zusammenfällt. Im Mittelpunkte der Beschreibung steht die liebenswürdige Persönlichkeit des Herzogs, späteren Großherzogs Friedrich Franz des Ersten. Als sein Berater in den Angelegenheiten des Bades ist der Hofrat Professor Dr. Vogel genannt, der den Betrieb mit Sorgfalt überwachte und, da es sich um etwas Neues handelte, gewissermaßen leitete. Neben ihm der Herzogliche Landbaumeister Karl Theodor Severin, ein Architekt von hervorragender Begabung[1]). Das Badeleben, das damals ein ganz anderes war als heute, wird eingehend und gut geschildert. Die ganze Badegesellschaft bildete einen Verkehrskreis, in dem sich die Einzelheiten des täglichen Lebens in der Form einer gehobenen Geselligkeit abspielten, alle Veranstaltungen, Reunions, Bälle, Besuch des Theaters und der Konzerte, die Promenadenkonzerte auf dem Kamp usw. wurden gemeinsam genossen, wobei sich der Herzog als Gleichstehender in der Badegesellschaft bewegte. Freilich wurden die üblichen Formen der Geselligkeit beachtet, aber ohne den Zwang des heimischen Verkehrs, da man sich an einem dritten Orte traf, wo das Verhältnis des Gastes zum Wirte nicht in Betracht kam. Einige Proben der empfindsamen Gelegenheitsdichtung der Zeit und Proben des feineren und

[1]) Vgl. Dr.-Ing. Hans Thielke, „Die Bauten des Seebades Doberan-Heiligendamm um 1800 und ihr Baumeister Severin", Diss. Berlin 1914.

des Volkshumors aus jenen Tagen sind in dem Buche gegeben. Immerhin handelt es sich bei der Badegesellschaft um Kreise in einer bevorzugten Lebenslage; manches aus dem damaligen Verkehr würde uns in anderer Weise an soziales Denken Gewöhnten heute befremdlich erscheinen. Die Einrichtungen für das Baden im Seewasser zielten noch mehr auf warme Wannenbäder als auf das Baden im offenen Meere ab. Die Beschreibung der dafür, namentlich für das letztere, getroffenen Vorkehrungen setzten uns heute, wo das Baden vom Standkorbe oder vom freien Ufer aus allgemeine Sitte geworden ist und manche Seebäder ihre Badeanstalten bereits abgebrochen haben, durch ihre Umständlichkeit in Erstaunen. Man erkennt daraus, wieviel freier das Leben geworden ist und welchen Zwang die älteren Anschauungen über Sitte und Anstand mit sich brachten. Die erste Entwicklung des Rennsportes ist in die Beschreibung des Badelebens verflochten, ebenso das, was für uns heute einen Schatten in die sonst so freundliche Kulturschilderung wirft, der Betrieb der Spielbank. Den Schluß der Beschreibung bildet ein kurzer Bericht über das 1795 gegründete Seebad nach seiner Hundertjahrfeier, in dem insbesondere auch über die Entstehung der Tennisturniere dort und das Tontaubenschießen gehandelt ist, sowie über die Fünfzigjahrfeier der Erhebung des Ortes Doberan zur Stadt, die dann das Stahlbad weiter ausgebaut und andere sanitäre Anlagen geschaffen hat. In Anhängen werden dann noch Auszüge aus den Kurlisten, der Theaterspielplan eines Jahres und das Programm der Pferderennen für ein anderes Jahr mitgeteilt. — Eine solche, in sachlicher und zugleich fließender Form vorgetragene Ausarbeitung schafft Nutzen, indem sie dem gewordenen Neuen nicht entgegentritt, aber dafür sorgt, daß das Neue durch eine gesunde Tradition unterbaut werden kann. Der Text wird durch sorgfältig ausgewählte Bilder gut weiter veranschaulicht.

Pries.

Steinmale

Bruno Hollmann.

Unter dieser Überschrift hat Robert Beltz in unserer Zeitschrift Mecklenburg, Jahrgang 19 (1924), S. 70 ff., eine Anzahl von Steinen zusammengestellt, die „durch ihre Verwendung und Gestaltung in der vorgeschichtlichen oder mittelalterlichen Zeit den Charakter von Denkmälern erhalten haben". An genannter Stelle wird auf S. 71 mitgeteilt, daß das Kriegerdenkmal in Granzin bei Boizenburg aus einem mächtigen Granitblock besteht, der im Volksmunde als „Opferstein" bezeichnet wird. Auf der Rückseite des Steines sollten sich nach der Mitteilung von Beltz' Gewährsmann, Dr. Trost, vier Gruben und eine hufeisenförmige Vertiefung befinden. Weiter heißt es an der gleichen Stelle: „Über die Herkunft des Steines ist bisher nichts in Erfahrung gebracht."

Gelegentlich eines Besuches im südwestlichen Mecklenburg, der heimatkundlichen Zwecken diente, fuhr ich auf Anraten und in Begleitung eines der besten Kenner dieser Gegend, des Lehrers Buhl in Helm, auch nach Granzin. Hier liegt im Süden des Dorfes, 2 km entfernt, die Höhe 104. (Generalstabskarte 180 Hagenow, Meßtischblatt 1127 Camin.) Diese Höhe, vom Dorf unschwer zu erreichen, bietet, da die Nordseite den Blick in die Weite freiläßt, eine für mecklenburgische Verhältnisse geradezu verblüffende Aussicht. Bei klarem Wetter kann man von hier den Domturm von Schwerin am Horizont erkennen! Diese Höhe führt im Volksmunde den Namen der „Hillige Bökenbarg". Und nun kam für den Vorgeschichtler die Überraschung: auf der Höhe liegen die Reste eines Kegelgrabes. Nach Auskunft des Herrn Lehrers Buhr aus Granzin ist dies Kegelgrab im Jahre 1921 angegraben worden. Man ist von oben aus bis zu 1,50 m Tiefe auf Steine gestoßen, dann fanden sich Scherben, wohl von einer Urne. Die Steine ließen sich in 2 m Tiefe auch noch feststellen. Weiter nach dem Rande zu stand unter einer flachen Steinplatte wieder eine Urne. Der Schnitt, der seinerzeit durch das Grab gelegt wurde, ist heute noch auffindbar, aber stark von Gras und Kraut überwuchert. Etwaige Besucher wollen Vorsicht üben, um nicht unvermutet zu Fall zu kommen! Wenige Meter dahinter, also nach Süden zu, liegen in lichtem Wald nun noch mindestens zwei flache Hügel, die man, da sie unmittelbare Nachbarn des Kegelgrabes sind, ohne Bedenken als Hügelgräber wird ansprechen dürfen. Bei diesen Gräbern hat der Stein gelegen, der in Granzin jetzt das Kriegerdenkmal bildet und als „Opferstein" bezeichnet wird! Leider habe ich versäumt, an Ort und Stelle Nachforschungen anzustellen, ob dort noch bekannt ist, welche Seite des Steines nach oben gelegen hat. Doch gibt, nach allem, was wir von Einarbeitungen auf vorgeschichtlich

benutzten Steinen wissen, der Stein auf diese Frage die Antwort selbst: es ist unzweifelhaft die heutige Rückseite des Kriegerdenkmals gewesen. Durch diese Feststellung, daß der Stein von Granzin tatsächlich von einer vorgeschichtlichen Stelle stammt, gewann er natürlich sofort stark an Bedeutung und wurde bei der Rückfahrt nach Granzin noch einmal genau in Augenschein genommen. Dabei ließ sich feststellen, daß die Zahl der „Gruben" — sie werden jetzt meistens als „Schälchen" bezeichnet — nicht, wie in dem Bericht von 1924 angegeben, vier, sondern mindestens 12 beträgt. Die hufeisenförmige Eintiefung gleicht mehr einem umgekehrten U (∩) oder einem romanischen Bogen. Die Ausmaße betragen: Höhe 13 cm, Breite 9 cm. Daß sich auf den großen Blöcken der Hünengräber häufig diese Schalen befinden, ist ja altbekannt, über ihre Bedeutung als Einarbeitungen rituellen Charakters ist viel geschrieben worden (vgl. in diesem Heft den Aufsatz von Beltz S. 100 unten). Ob die ∩-förmige Vertiefung auch in den schwedischen Felszeichnungen vorkommt, kann ich im Augenblick — diese Mitteilung mußte als Lückenbüßer schnell niedergeschrieben werden — nicht feststellen, weil ich das schwedische Vergleichsmaterial nicht zur Hand habe. Aber immerhin mag darauf hingewiesen werden, daß meines Wissens bisher aus Mecklenburg noch keine andern rituellen Einarbeitungen als die Schälchen bekannt waren, der Stein vom Hilligen Bökenberg also wohl ein einzig dastehendes Stück ist. Ich weiß wohl, daß die Sage von Abdrücken der Riesenhände erzählt, die sich auf den Steinen der Hünengräber finden sollen (z. B. Hünengrab von Faulenrost; vgl. auch Beltz, Mecklenburg 24, 71), aber ich habe bisher immer feststellen müssen, daß es sich, wenn überhaupt, nur um Schalen gehandelt hat.

Der prächtigste Schalenstein, den wir in Mecklenburg haben, ist ebenfalls ein Kriegerdenkmal! Es steht in Hamberge bei Grevesmühlen, dem Ort, in dem sich jenes wundervoll gelegene Schulungslager des NS. Lehrerbundes befindet. Über diesen Stein berichtet Beltz in dieser Zeitschrift Jahrgang 23 (1928) S. 87. Er schließt dort mit den Worten: „Ob das Denkmal, wie das von Granzin bei Boizenburg, das Opfer eines Hünengrabes gefordert hat, ist nicht mehr zu ermitteln gewesen." Leider hat sich im Laufe der Zeit doch ermitteln lassen, daß die von Beltz geäußerte Befürchtung zu recht besteht. Auch dieser Stein stammt von einem Hünengrab, und zwar aus der Everstorfer Forst! Die Reste des Grabes, das den Denkstein liefern mußte, liegen 600 m östlich des bekannten Denksteins für Ludeke Mosellenborch, und zwar unmittelbar östlich der dort von Norden nach Süden verlaufenden Schneise. Die Schleifspuren des Steines waren vor einigen Jahren noch deutlich bei dem Grabe erkennbar! Hoffentlich ist die Zeit, wo Hünengräber das beliebte Steinmaterial für Kriegerdenkmäler hergeben mußten, im neuen Reich endgültig abgeschlossen. Das abschreckendste Beispiel für die Steinentnahme liegt übrigens auf Rügen, wo das Megalithgrab von Hagen-Granitz (Mannus 25 (1933) S. 347 Abb. 14) für mehrere Denkmäler die Steine hergeben mußte.

Nachtrag. Da in den voranstehenden Zeilen mehrfach auf Veröffentlichungen und Ansichten von Prof. Dr. Dr. h. c. Beltz zurückgegriffen worden ist, habe ich ihm den Aufsatz vor der Veröffentlichung vorgelegt. Wegen des ∩-förmigen Zeichens auf dem Granziner Stein verweist Prof. Beltz mich liebenswürdigerweise auf den Schalenstein von Rieseby, Angeln (abgebildet bei Schwantes, Vorgeschichte Schleswig-Holsteins S. 268, Abb. 347). Der Stein zeigt als Einarbeitungen mehrere Längsrillen, sowie unregelmäßig verteilte Schälchen. Eines von diesen ist von einer hufeisenförmigen Rille umgeben. Ganz genau ist die Entsprechung mit dem mecklenburgischen Stück aus Granzin nicht. Die Formen auf dem Stein von Rieseby sind sehr viel weicher und gerundeter. Leider ist auf der Abbildung bei Schwantes kein Maßstab angegeben, so daß über die Größenverhältnisse nichts auszusagen ist.

Anrufnummer des Schriftführers Dr. **Hollmann: Schwerin 2126.**
Schriftleitung: Archivrat Dr. Endler-Schwerin.
Für Schriftleitung verantwortlich: Archivrat Dr. Endler-Schwerin.
Druck und Verlag der Bärensprungschen Hofbuchdruckerei.